



**Die Herren
von Opfikon**

Historisches Neujahrsblatt 2000:

Die Herren von Opfikon

Die Herren von Opfikon

**Eine historische Exkursion durch
die Geschichte von Opfikon und Glattbrugg**

**aufgezeichnet von
Martin Leonhard, Zürich**

**illustriert von
Victor H. Bächer und Silvano Bernetta**

**Die farbigen Illustrationen finden Sie im Anhang dieses
Büchleins. Sie sind selbstklebend und vorgestanzt. Bitte her-
austrennen und an der richtigen Stelle einkleben.**

Impressum

Herausgegeben von der Arbeitsgruppe der Neujahrsblätter
im Auftrag des Stadtrates Opfikon.

Victor Bächer, Silvano Bernetta, Brigitte Bischoff Bleiker, Paul Landolt (Leitung),
Markus Mendelin, Robert Moebius, Pascal Kolly (Sekretariat).

Redaktion: Martin Leonhard

Gestaltung und Druckvorstufe: Mendelin+Partner, Kloten

Illustrationen Klebekarten: Victor H. Bächer, Opfikon (1-8, 17-20, 29-32)

Silvano Bernetta, Opfikon (9-16, 21-28, 33-36)

Druck und Ausrüstung: Maag Druck AG, Glattbrugg

Von den Illustrationen im Anhang gibt es eine beschränkte Anzahl Spielkartensets. Diese sind, ebenso wie Sammelkassetten für die Neujahrsblätter, erhältlich bei: Stadtverwaltung, Oberhauserstrasse 25, 8152 Opfikon.

© Stadt Opfikon 2000

Inhalt

Von der jungsteinzeitlichen Siedlung zu den mittelalterlichen Herrschaften	6
Erste menschliche Spuren	6
Von den Römern zu den Alemannen	8
Erste schriftliche Erwähnung	11
Geistliche Grundherrschaften	12
Das Kloster St. Martin und sein Hof in Opfikon	12
Das Stift Grossmünster und Oberhausen	13
Das Kloster Engelberg und das Aufkommen städtischer Investoren	15
Die Herren von Opfikon	17
Geschichte oder Geschichten – eine Spurensuche	18
Die Familie von Opfikon im Überblick	21
Ratsherr Rudolf von Opfikon – Aufstieg einer Familie	25
Johannes von Opfikon	29
Witwe Ita von Opfikon und der Ausklang einer Familie	36
Wie eine Familie posthum zum Adel erhoben wird	38
Die Heimkehr einer Heiligen aus Ungarn	42
Literaturverzeichnis und Quellenangaben	49
 Anhang: Illustrationen	

Von der jungsteinzeitlichen Siedlung zu den mittelalterlichen Herrschaften

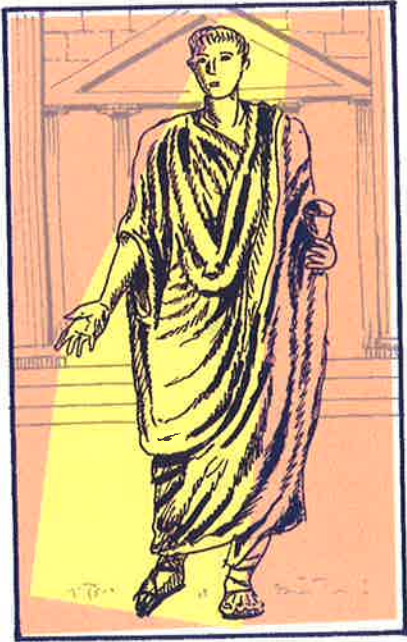
Erste menschliche Spuren

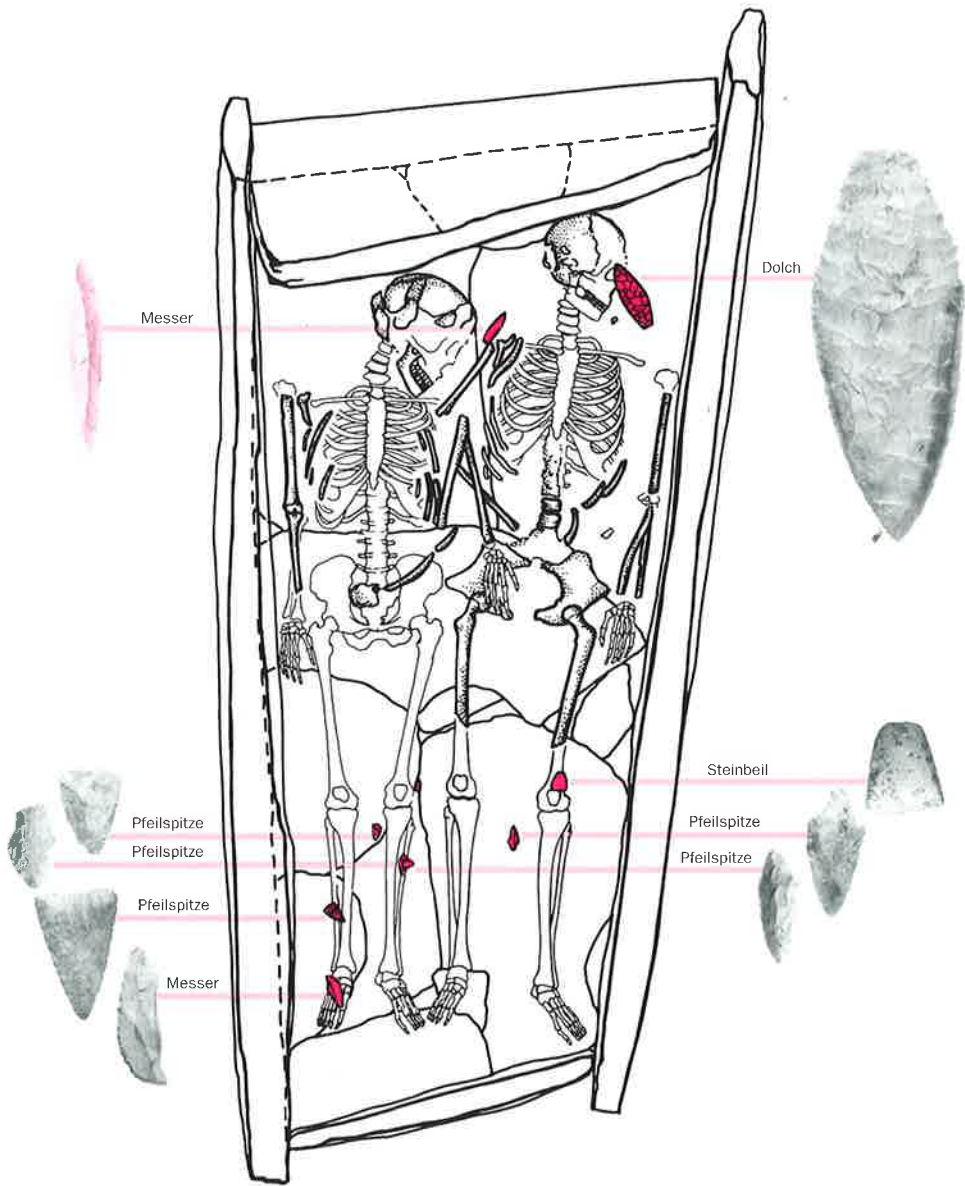
Dass in der Gegend von Opfikon schon in vorgeschichtlicher Zeit Menschen lebten, konnte lange nur vermutet werden. Gesichert ist es seit 1931, als bei einem Bauprojekt am Rietgrabenhang ein prähistorisches Steinkistengrab entdeckt wurde. Ausserordentlich an diesem Fund war, dass es sich um eine Doppelbestattung handelte. Die zwei Erwachsenen, ein etwa vierzig- bis fünfzigjähriger Mann und eine Frau um die sechzig lagen in gestreckter Haltung nebeneinander. Beide waren nicht grösser als 145 Zentimeter. Den beiden Toten waren verschiedene Gegenstände auf die ewige Reise mitgegeben worden: Auf Gesichtshöhe des Mannes lag eine dolchartige Steinklinge, zu Füssen der Frau ein kleines Steinmesser. Daneben fanden sich im Grab fünf Pfeilspitzen und die Klinge eines kleinen Steinbeils. Aufgrund dieser Funde vermutet Kantonsarchäologe Markus Graf, dass die beiden Toten am Ende der Jungsteinzeit (Neolithikum), etwa 2700–2500 vor Christus beigesetzt worden sind und dass sie im Umfeld der Schnurkeramik-Kultur gelebt haben.

Bereits 1994 ahnte Graf, dass am Rietgrabenhang weitere Gräber zum Vorschein kommen könnten. Er sollte Recht behalten. Anfang 1998 kam bei Bauarbeiten nur gerade fünf Meter von der ersten Fundstelle entfernt ein weiteres Steingrab zum Vorschein. Nachdem die Archäologen die vierhundert Kilo schwere Deckplatte entfernt hatten, entdeckten sie das Skelett eines Kleinkindes, das – so vermuten sie aufgrund des zahnärztlichen Befundes – etwa zwei Jahre alt war, als es starb. Ausser einigen Überresten von Muscheln fanden die Forscher keine Beigaben.

Neolithische Steinkistengräber dieser Art sind in unserem Raum selten. Zwei ähnliche Gräber wurden im Kanton Zürich nur gerade in Erlenbach in der Nähe des Seeufers und in Rapperswil gefunden. Wer diese Menschen waren, welche soziale Stellung sie innerhalb ihrer Gesellschaft einnahmen, wovon sie lebten, darüber ist kaum etwas bekannt.¹ So viel ist aber klar. Die Menschen dieser Zeit waren sesshaft und lebten in dorfähnlichen Siedlungen, die sie in der Regel in der Nähe eines Sees

oder eines Gewässers anlegten. Die Vorstellung eines wilden Jägervolkes, wie sie die bekannten Schulwandbilder aus dem ausgehenden 19. Jahrhundert über die Pfahlbauer vermitteln, ist sicher falsch. Nach den archäologischen Funden waren diese Menschen Bauern, die vom Ackerbau und von der Tierzucht lebten. Hauptgetreide waren der relativ anspruchslose Emmer – eine Art Weizen – und die Gerste. Daneben kultivierten sie zum Beispiel aber auch Mohn, Erbsen oder Lein, aus deren Fasern sie Kleider herstellten. An





Haustieren hielten sie vor allem Rinder und Schweine. Wie Knochenfunde zeigen, gingen diese Menschen manchmal auch auf die Jagd und – so kann zumindest vermutet werden – auch der Fischfang spielte in ihrer Kultur eine gewisse Rolle. Ihren Speisezettel ergänzten sie darüber hinaus mit Früchten, Beeren und Nüssen, die sie in der Umgebung sammelten.

Von den Römern zu den Alamannen

Wenn der Raum des heutigen Opfikon, Oberhausen und Glattbrugg wohl nicht immer durchgehend besiedelt war, so gibt es doch aus verschiedenen Zeiten archäologische Funde, die beweisen, dass hier lange bevor es Siedlungen dieses Namens gab, immer wieder Menschen wohnten oder vorbeikamen.

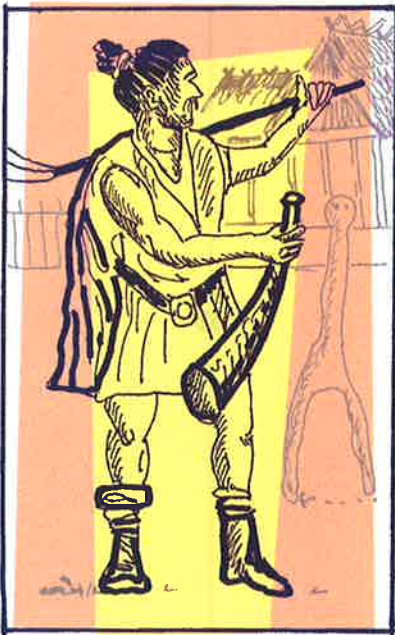
Bereits 1753 wurde in der Nähe der Glattbrücke ein Topf mit römischen Silbermünzen aus dem 3. und 4. Jahrhundert gefunden. Warum dessen Besitzer ihn hier vergrub und nie mehr abholte, darüber kann nur spekuliert werden. Das ausgehende 4. Jahrhundert war eine eher unsichere Zeit. Seit

dem 3. Jahrhundert wurden immer mehr der im Umkreis der Handels- und Militärzentren wie Zürich angelegten grossen römischen Gutshöfe aufgegeben und an deren Stelle kleinere Gutsbetriebe angelegt. Nicht sehr weit vom Fundort, auf dem Aalbühl, wurde 1837 denn auch eine römische Anlage ergraben, die mit dem Münzschatz im Zusammenhang stehen könnte. Um 400, also zur Zeit als der ehemalige Besitzer der Münzen diese verborgen hat, zog Rom viele seiner Truppen von der Rheingrenze ab und lockerte ganz allgemein den Zugriff auf dieses Gebiet. Diese allgemeine Unsicherheit könnten mit einer Rolle gespielt haben, dass jemand es vorzog, seine Ersparnisse in Sicherheit zu bringen.²

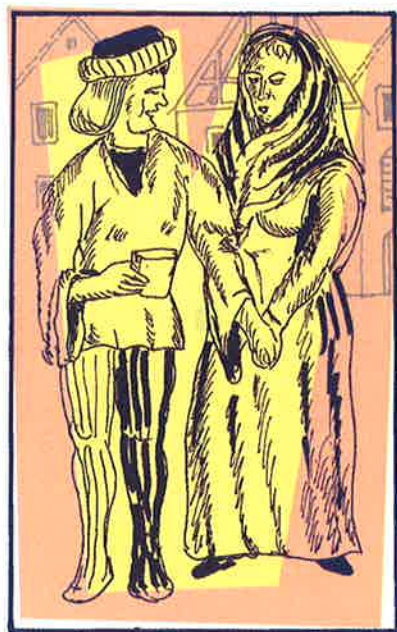
Wie der Raum um Opfikon und das ganze Mittelland nach dem Abzug der Römer in einem langsamen, über Generationen andauernden Prozess durch die Alamannen vom Norden des Rheins her besiedelt wurde, darüber weiss man vergleichsweise wenig. Weder wurden bis heute im Glatttal grössere archäologische Funde gemacht noch existieren schriftliche Dokumente, die

über die damaligen Vorgänge in der Umgebung berichten würden. Das erste Schriftstück, in welchem Opfikon und Oberhausen überhaupt nur einmal Erwähnung finden, stammt erst aus den Jahren nach 1150.³

Mit etwas Fantasie kann es aber trotzdem gelingen, eine gewisse Vorstellung über das frühmittelalterliche Opfikon und Oberhausen zu gewinnen. Einen ersten Ansatzpunkt dazu liefert die von Sprachforschern entwickelte Ortsnamenforschung, die versucht, das Alter von Siedlungen aufgrund ihrer später überlieferten Namen grob einzuschätzen. Nach dieser teilweise auch durch archäologische Funde bestätigten Theorie – erste Spuren alamannischer Siedler finden sich in in der Nordschweiz ab 530/40 – gab es im 6. Jahrhundert eine erste grössere alamannische Gründungswelle. Die Siedlungen, die sich fast immer in landwirtschaftlich bevorzugten Lagen – bei-



spielsweise an flach abfallenden Hängen in der Nähe eines Baches – befanden, tragen sehr oft Namen, die auf «ingen» enden wie Esslingen, Grüningen oder Hottingen. Der erste Teil des Namens lässt sich in der Regel mit einem Personennamen verbinden (Azzilo, Gruono oder Hotto), während «ingen» als «Bei den Leuten von ...» gedeutet wird. Ursprünglich bezeichneten die Namen also nicht Orte, sondern die dort wohnenden Personen wie «bei den Leuten des Azzilo». Mit einer jüngeren, nach 650 einsetzenden Landnahmephase werden dagegen Siedlungen in Zusammenhang gebracht, deren Namen auf «ikon» (Opfikon), «hausen» (Oberhausen), «wiler», «hofen» oder «stetten» enden. Ihren Höhepunkt erreichten diese Gründungen im 8. Jahrhundert. Oft lagen diese Siedlungen an landwirtschaftlichen Standorten zweiter Wahl, die im Vergleich zu «ingen»-Orten deshalb auch häufiger wieder aufgegeben werden mussten.⁴ Opfikon wird als eine Zusammensetzung des Personennamens «Opfo» mit «inghofen» gedeutet, das sich über die Zeit sprachlich zu «Opf-ikon» verschliff. Übersetzt wird der Name mit «bei den Höfen der Leute von Oppho oder Opfo», der sich damit also nicht mehr auf eine Personengruppe sondern auf deren Siedlung bezog.



Vielleicht waren es Namensvettern Opphos, die damals die Siedlungen Oppinkon bei Weinfeldern im Thurgau, Opfershofen beim thurgauischen Bürglen oder Opfertshofen bei Thayngen SH anlegten. Oberhausen, dessen Entstehung zeitlich nicht so eindeutig eingeordnet werden kann, wohl aber auch noch ins 8. Jahrhundert fällt, wird mit «bei den oberen Häusern» übersetzt – wohl beziehend auf die leicht erhöhte Lage oberhalb der Glatt. Gleiche Siedlungsnamen gibt es beispielsweise auch beim thurgauischen Braunau und bei Stäfa.⁵



Wer genau Oppho war, der seine Leute im Glatttal siedeln liess, weiss heute natürlich niemand mehr. Erkenntnisse von Ausgrabungen vergleichbarer Siedlungen nördlich des Rheins lassen sich aber in den Grundzügen auch auf Opfikon übertragen. Dabei zeigt sich etwa, dass damalige Siedlungen vergleichsweise instabil waren, indem sie über die Generationen wandern konnten – übrigens ein Vorgang, der sich bis ins hohe Mittelalter beobachten lässt. Dies bedeutet, dass sich das alamannische Opfikon nicht zwingend immer unter dem Dorfkern des heutigen Opfikons befunden haben muss.

Wie ihre neolithischen Vorgänger unzählige Generationen zuvor lebten auch die Opfiker Alamannen vom Ackerbau und von der Viehzucht. An Getreide bauten die Bauern für ihren Eigenverbrauch in erster Linie Gerste an, daneben Hirse oder der zur römischen Zeit weit verbreitete, ertragreiche Dinkel. Auch Roggen, Emmer, Einkorn und Hirse waren ihnen bekannt. In ihren Gärten wuchsen zum Beispiel Runkelrüben oder Kohl, Gewürz-

pflanzen wie Koriander oder Dill und, was erstaunen mag, Kirschen und sogar Feigen, also aus dem Mittelmeerraum stammende Pflanzen, die nur unter intensivster Pflege gediehen.⁶ Auch die Viehzucht war im Vergleich zu den späteren Jahrhunderten relativ wichtig. Der nahe feuchte Talgrund an der Glatt war in diesem Zusammenhang besonders geeignet für die Anlage so genannter Wasserwiesen, auf denen Winterfutter produziert wurde. Diese Wiesen wurden mit Hilfe eines Kanalsystems regelmässig unter Wasser gesetzt. Dem Land konnten auf diese Weise wertvolle Schwebstoffe zugeführt, gleichzeitig aber auch Schädlinge vernichtet werden.



Erste schriftliche Erwähnung

Erstmals erwähnt werden Opfikon und Oberhausen in einer vom Bischof Hermann von Konstanz zwischen 1153 und 1155 ausgestellten Urkunde, in der er dem jungen Augustinerklösterchen St. Martin auf dem Zürichberg die Rechtmässigkeit des Besitzes verschiedener Güter bestätigte, darunter auch der Güter «Obfinchoven» und «Obrehusen».⁷ Die eigentliche Schenkungsurkunde blieb nicht erhalten, dürfte aber, sofern sie überhaupt je existierte, wahrscheinlich in den 1130er oder 1140er-Jahren geschrieben worden sein. Stifter des Klosters waren Rudolf und Lieba von Fluntern, die mit ihrer Tochter Berta und ihren Enkeln bereits 1127 dem Grossmünsterstift ein Stück Wald auf dem Zürichberg übergeben hatten, damit darauf ein vom Stift unabhängiges Kloster errichtet werde. Dieses sollte einzig unter dem Schutz der Vogtei des Grafen Werner von Lenzburg-Baden stehen.⁸ Die Familie von Fluntern, aus deren Umfeld auch die Höfe Oberhausen und Opfikon gestiftet worden waren,⁹

gehörte ohne Zweifel zur damaligen Oberschicht der Stadt Zürich. Die Initiative zur Gründung eines Reformklosters führten sie offenbar zusammen mit den Lenzburgern und einer Gruppe fortschrittlicher Chorherren des Zürcher Grossmünsters. Sie standen damit nicht alleine. In den gleichen Jahren ent-

stand auch das Augustinerchorherrenstift Kreuzlingen, das Augustinerinnenkloster Münsterlingen die Benediktinerabteien Trub und Engelberg, die Zisterzienserabteien Bonmont und Montheron oder die Prämonstratenserabtei Lac-de-Joux.¹⁰





Geistliche Grundherrschaften

Das Kloster St. Martin und sein Hof in Opfikon

Während St. Martin seinen Besitz in Opfikon bis zu seiner Aufhebung in der Reformation halten konnte, tauschte es seine Güter in Oberhausen bereits 1167 mit dem Grossmünster gegen ein Gut, das nur wenige hundert Meter vom Kloster entfernt auf dem Adlisberg lag.¹¹ In weltlichen Belangen wurde das Kloster seit der zweiten Hälfte des 13. Jahrhundert von der habsburgischen Landesherrschaft vertreten. In Anerkennung dieses Vogt-rechtes hatten die Opfiker, die zum Gut St. Martins gehörten, Habsburg jährlich eine bescheidene gemeinsame Abgabe von zwei Viertel Kernen (entspelzter Dinkel) und zwei Viertel Hafer abzuliefern sowie pro Person ein «Fasnachtshuhn».¹² Bei Gerichtsfällen gingen weitere Abgaben und Bussen an den Gerichtsherr.

Im 15. Jahrhundert wechselte die Vogtei des Zürichberghofes mehrmals die Hände. Wie viele andere Rechte verpfändeten die Habsburger 1370 auch ihre Vogtei Kyburg, zu der unter anderem das Niedergericht des Zürichberghofes in Opfikon gehörte. Auf verschlungenen Wegen gelangte die ganze Vogtei an die Grafen von Toggenburg und nach deren Aussterben an die geborene Toggenburgerin Kunigunde von Montfort, die das Pfand 1424 an die Stadt Zürich weiterverkaufte. So erhielt der Zürcher Landvogt auf der Kyburg 1440 vom Hof St. Martins in Opfikon dreissig Schilling Steuern. 1442 musste Zürich die Vogtei Kyburg jedoch nochmals den Habsburgern überlassen, um sich so deren Unterstützung im Toggenburger Erbschaftskrieg («Alter Zürichkrieg») zu sichern. Erst 1452 kam die Kyburg und damit auch die Vogtei über die Güter St. Martins in Opfikon endgültig an die Stadt zurück, womit wieder der Zürcher Landvogt Gerichtsherr des Hofes wurde. Als 1525 mit der Reformation das Kloster St. Martin aufgehoben wurde, ging die Verwaltung des Zürichberghofes an das Obmannsamt. Er umfasste zu jener Zeit gut sechzig Jucharten Ackerland.¹³



Ausserhalb des Zürichberghofes besass der Landvogt nur die Blutsgerichtsbarkeit sowie «Dieb und Frevel» (eine mittlere Gerichtsbarkeit). Zwing und Bann, die niedrigere Gerichtsbarkeit, die kleinere Vergehen umfasste,

gehörte im 15. Jahrhundert der Zürcher Familie Kilchmatt. Sie hatte sie von der mit ihnen verschwägerten Familie Biberli geerbt, die sie ihrerseits über die Herren von Rümlang von den Rittern von Lunkhofen erworben hatte. Als 1440 Junker Rudolf Kilchmatt seine Rechte in Opfikon aufzeichnen liess, wurde darum auch festgehalten, dass der Vogt von Kyburg ausschliesslich auf dem Zürichberghof zu Gericht sitzen dürfe, ausser wenn Kilchmatt ihm einen anderen Gerichtsort im Dorf ausdrücklich zugestehe – «und niema anderswo in der vogtey, der Kilchmatt unser vogt gunne im es denn gerne»¹⁴.



Das Stift Grossmünster und Oberhausen

Die Stellung, welche die Grundherrschaft des Zürcher Grossmünsters einst in Oberhausen hatte, zeigt sich bis heute im Wappen der Teilgemeinde, dem Kreuz des ehemaligen Stiftes. Begründet wurde sie wie gesehen Mitte des 13. Jahrhunderts, als das Stift in einem Tauschgeschäft den dortigen Besitz des Klosters St. Martin übernahm. Es handelte sich dabei um einen Hof, der wohl schon im 13. Jahrhundert in drei oder vier Teilhöfe zerfallen war, die aber im Verlaufe des 14. Jahrhundert teilweise wieder zusammengefasst wurden.

1376 bestand Oberhausen aus dem an der Glatt liegenden Gut «Ulrich-Erbe», auf dem die Brüder Johann und Heinrich Wüest sassen, dann aus dem «Erbe von Graf und Egelratz», das der Zürcher Bürger Heinrich Ussemann vom Grossmünster als Lehen innehatte und dem «Erbe des alten Wüest», das zu zwei Dritteln ebenfalls den Brüdern Wüest und zu einem Drittel Ussemann gehörte.¹⁵ Das Grossmünster besass in Oberhausen ausserdem das «Lughofen hus», das kurz vor 1400 auch «Wettinger hinterhus» hiess. Ursprünglich hatte dieses wohl dem Kloster Engelberg gehört und war von da zu einem unbekanntem Zeitpunkt über die Ritter von





Lunkhofen ans Stift gekommen, das es wiederum dem Kloster Wettingen weiterverlieh.¹⁶

Für die Verwaltung, die Ausübung der niederen Gerichtsbarkeit und das Sammeln der Einnahmen in Oberhausen wie im nahen Stettbach war nicht die Propstei sondern deren Kustor, der «Schatzmeister» des Grossmünsters, zuständig. Wie in Opfikon (ausser auf dem Zürichberghof) gehörte dem Vogt von Kyburg auch hier nur die mittlere und die höhere Gerichtsbarkeit.

Um 1393 liess das Stift die Rechte und Pflichten seines Kustors schriftlich aufzeichnen.¹⁷ Demnach hatte dieser innerhalb des Grossmünsters ganz verschiedene Aufgaben. Er war Verwalter des Stiftschatzes und musste zum Beispiel dafür sorgen, dass «Schatz und Gezierd» immer schön glänzten. Bei kirchlichen Anlässen war er für den richtigen Altarschmuck verantwortlich und auch für den Einkauf der Messgewänder und des Schmuckes für die Priester, die er aus dem Opferstockgeld finanzierte. Falls ein neuer Chorherr sich nicht, wie

es eigentlich der Vorschrift entsprochen hätte, eine seidene Kappe im Wert von mindestens zwei Mark Silber anschaffte, so hatte der Kustor das Recht, ihm so lange den täglichen Wein vorzuenthalten (und zu verkaufen), bis genug Geld für diese Anschaffung vorhanden war. Schliesslich musste er die Kerzen für die Kirche beschaffen. Mit Hilfe des «Buches», eines Zinsurbars, zog er bei den Abgabepflichtigen die Wachszinsen ein, aus denen er dann die benötigten Kerzen herstellen liess.

Wie die anderen Domherren erhielt der Kustor anstelle eines Lohnes eine Pfründe, die aus einem Teil der Einnahmen des Grossmünsters in Oberhausen und Stettbach bestand. Diese musste er selbst eintreiben, war aber vor Ort auch Niedergerichtsherr und hatte insofern für Recht und Ordnung zu sorgen. 1376 erhielt der damalige Kustor von den hier lebenden Leuten insgesamt siebzehneinhalb Mütt Kernen,



zwölf Malter drei Mütt Hafer und acht «Kopf» Wein sowie pro Person neun Pfennig Zins. Nach dem Hofrecht hatte er zudem Anspruch auf den «Todfall» – eine Art Erbschaftssteuer von den Personen, die auf den Höfen des Stifts sass. Der «Fall» konnte aus dem «Besthaupt», dem schönsten Stück Vieh, dem «besten Harnisch» oder aus dem, was die Erben mit dem Kustor vereinbarten, bestehen. Sterben war nur gratis, wenn eine Frau Alleinerbin war. Zu Gericht sass der Kustor zweimal jährlich, wie damals allgemein üblich einmal im Mai und ein weiteres Mal im Herbst. Den genauen Termin hatte er seinen Hofleuten jeweils eine Woche vor dem Gerichtstag anzukünden. Ein weiterer Höhepunkt im Jahr war der Stephanstag (26. Dezember). Auf diesen Tag hin mussten die Oberhausener ihrem Kustor fünf halbe Viertel Wein liefern, den er dann an die Bevölkerung ausschütten liess und dazu ein Essen offerierte.

Die Hofleute hatten schliesslich das Recht, innerhalb des Gerichtskreises des Kustors nach Belieben in der Glatt zu fischen und den Ertrag allenfalls auch zu verkaufen. Erwischten sie Fremde, die sich dieses Recht anmassen, so durften sie diese wegweisen, gegebenenfalls auch mit Hilfe des Kustors.¹⁸ Im Verlaufe des 16. Jahrhunderts verloren die Oberhausener jedoch viel von diesen Freiheiten. So wurde ihnen 1546 beispielsweise verboten, vom Schiff aus zu fischen und auch ihre Reusen durften sie nur noch mit Stangen vom Ufer aus in die Glatt setzen.¹⁹



Das Kloster Engelberg und das Aufkommen städtischer Investoren

Bereits im 12. Jahrhundert verfügte auch das Kloster Engelberg in Oberhausen wie in Opfikon über Grundbesitz. Woher es diese Güter hatte, ist nicht geklärt. Paul Kläui vermutet, dass diese aus dem Umfeld der Herren von Sellenbüren stammten, die 1120 das Kloster Engelberg stifteten. Die beiden Güter müssen einen ansehnlichen Umfang gehabt haben, forderte dieses um 1190 als Grundzins jährlich neben einem Geldbetrag mehr als zwei Tonnen Getreide und gegen zweihundertfünfzig Kilogramm Gemüse.²⁰ Die Verwaltung dieses Besitzes auf so grosse Distanz dürfte einige Schwierigkeiten bereitet haben, auch wenn nicht angenommen

werden kann, dass die Zinsen auch tatsächlich nach Engelberg transportiert wurden. Wahrscheinlich wurde der Ertrag in Zürich verkauft. Wohl wegen der abgelegenen Lage tauschte das Kloster 1255 diesen Besitz mit dem Zürcher Ritter Hugo von Lunkhofen und dessen Sohn Ulrich gegen deren Güter in Fügital bei Birmensdorf, Stetten bei Rohrdorf und Rossau bei Mettmenstetten – ein Geschäft, das sich die beiden Parteien in Zürich durch den Rat, die Äbtissin des Fraumünsters und den Abt des Klosters St. Martin bestätigen liessen.²¹

Der Gütertausch der Ritter von Lunkhofen stellte in gewisser Weise einen Wendepunkt dar. Seit dem 12. Jahrhundert waren es vor allem geistliche Institutionen, die in Opfikon und Oberhausen Güter und Rechte akkumulierten. Ab Mitte des 13. Jahrhunderts gesellten sich zu diesen immer mehr auch städtische Bürger, die ihr Vermögen im Umfeld der Stadt anlegten. Zu ihnen gehörten auch die Ritter von Lunkhofen, die neben den beiden Oberhausener Güter offenbar auch das Niedergericht in Opfikon erwarben. 1305 besaßen auch die Ritter Füttschi und Bilgeri gemeinsam einen Weinzehnten in Oberhausen, den ihre Vorfahren wahrscheinlich vom Grossmünster übernommen hatten.²² Sechzig Jahre später, 1369, wird in Opfikon erstmals der Fronhof genannt, der damals Walther von Klingen gehörte. Kläui vermutet, dass dieser ursprünglich den Freiherren von Regensberg gehört hatte oder dann als Pfand von den Habsburgern an die Thurgauer Freiherrenfamilie gelangte. 1369 verliet Walther von Klingen den Hof noch an den Opfiker Conrad Flühmann. Dessen Nachfolger waren aber erneut Stadtbürger: Von Margaretha von Beggenhofen, die den Fronhof 1380 bei ihrer Heirat von ihrem Vater als Mitgift erhalten hatte, ging der Hof 1385 an den Zürcher Bürger Rudolf Schwend und dessen Sohn Hans.²³ In vielem erinnert dieser Vorgang an das «Investitionsverhalten» der Zürcher Bürgerfamilie von Opfikon, die in ganz ähnlicher Weise einen Teil ihres Vermögens in Gütern und Rechten in der Umgebung der Stadt anlegte – allerdings kaum in der Umgebung von Opfikon.

Die Herren von Opfikon

Geschichte oder Geschichten – eine Spurensuche

Einst – so erzählt Johannes Jakob Leu in seinem Lexikon von 1758 in einem grossen Atemzug zu Opfikon – sei

*«alda ehemahls auch ein Burg gestanden, ein Stammhaus der Edlen gleichen Nammens, aus welchem Conrad anno 1157 des Rats von Geschlechtern in dieser Stadt Zürich, Rudolf von anno 1294 biss 1300 des Rahts von Geschlechtern und folglich des Raths von Rittersn, und Johannes von anno 1316 bis 1329 des Rahts von Geschlechtern in dieser Stadt gewesen, auch gedachter Rudolf vieles an das Stift am Ötenbach und an die Caplaneien S. Felicis und Regulae in der Wasserkirch zu Zürich vergabet und Conrad als Caplan S. Johannes Altars in dem Grossen Münster anno 1375 gestorben».*²⁴

Leu war nicht der erste Geschichtsschreiber, der sich mit der Familie von Opfikon befasste. Bereits 1547 widmete der Chronist Johannes Stumpf in seiner «Beschreibung gemeiner loblicher Eydgenossenschaft» dem Dorf und seinem Adel einige Zeilen, auf die sich Leu im 18. Jahrhundert offensichtlich wieder abstützte:

*«Das Dörfle Opffickon bey der undern Prucken zwüschend Zürich und Cloten auff der rechten Hand des Wassers gelegen hat etwas eigner Herrligkeit und Edelknecht gehebt, die sind Burger Zürich gewesen. Conrad von Opffickon läbt anno dom. 1157. Rüdolph von Opffickon 1294. Johans von Opffickon anno dom. 1316 alle des Radts Zürich. Und noch vil dises Geschlächts werdend benamset in alten Briefen. Dise Herrligkeit ligt sunst in den Hochgerichten der Graafschaft Kyburg.»*²⁵

Opfikon sei also einst eine eigene Herrschaft gewesen, die den seit 1157 belegten «Edelknechten», Stadtbürgern und Ratsmitgliedern von Opfikon gehört habe. Seinen Text illustrierte Stumpf mit einem Wappen der von Opfikon – dem Brustbild eines bärtigen Mannes –, das er wahrscheinlich dem um 1493 entstandenen Wappenbuch von Gerold Edlibach entnommen hatte. Edlibach war ein Stiefsohn Hans Waldmanns und vertrat Ende des 15. Jahrhunderts als Landvogt die Zürcher Obrigkeit in Grüningen. Das Wappenbuch – ein Foliant, wie er auch in seiner Kanzlei gebraucht wurde – schrieb er allerdings in seiner Freizeit und auf eigene Initiative.²⁶ Wie er in sei-



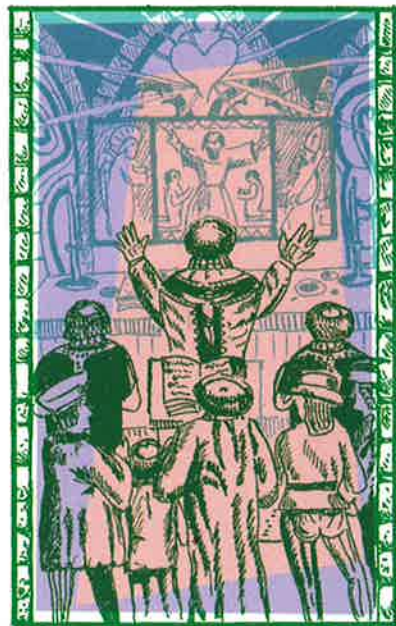
Gerold Edlibach (1454–1530) überliefert als Erster das Wappen der Herren von Edlibach. Als Vorlage diente ihm wohl ein altes Siegel.



ner Vorrede bemerkt, war es sein Ziel, alle Wappen von Klöstern, Stiften und von adligen Familien aufzunehmen, die einst in der Stadt, auf der Zürcher Landschaft und in den benachbarten Gebieten gelebt hatten und die vor 1489 ausstarben. Dabei stiess er auch auf die Edlen von Opfikon, die er unter die Adeligen der Grafschaft Kyburg zwischen den «von Frygestein» (Freienstein) und den «von Münchwylen» setzte. Da das Wappen der von Opfikon in der im 14. Jahrhundert angelegten «Zürcher Wappenrolle» nicht enthalten ist – eine gewisse Ähnlichkeit weist allenfalls dasjenige der Herren von Mandach auf –, dürfte ihm als Vorlage wahrscheinlich ein altes Siegel gedient haben, das er nach heraldischen Gesichtspunkten nachträglich kolorierte. In den kunstvoll gestalteten blauen Schild setzte er einen goldbekleideten Männerrumpf.²⁷

Weiteres über die Familie von Opfikon weiss Leonhard Brennwald zu berichten, der ein Vierteljahrhundert nach Leu Pfarrvikar in Kloten war. Auf Wunsch der Zürcher Obrigkeit stellte er 1783 nämlich ein Verzeichnis aller Haushalte zusammen, die zu seiner Kirche gehörten – neben Kloten auch diejenigen in Opfikon, Oberhausen und Glattbrugg.²⁸ Wohl um seinen Auftraggebern einen besseren Eindruck der Verhältnisse vor Ort zu geben, ergänzte er die Liste mit zum Teil recht ausführlichen Beschreibungen der einzelnen Teilgemeinden. Im Abschnitt zu Opfikon kommt er denn auch auf das Schicksal der ehemaligen «Edlen zu Opfikon» zu sprechen:

*«Hier warn vor alten Zeiten ein adeliches Stamhaus der Edlen von Opfiken, welches wahrscheinlich an dem Ort stand, welches dermahlen der Wiel genennet wird. Sie waren Bürger und Ratsglieder von Zürich. Z. E. Conrad von Opfikon Anno 1157. Rudolf von Opfikon 1294. Johannes von Opfikon 1316, und noch mehrere andren. Sie wurden an unter die Guothäter des Klosters Ötenbach gezellt; besonders aber verschenkte obgemeldter Rudolf anno 1290 dem selben die Wermühle und 1291 sein Haus im Rennweeg. Anno 1445 weiss man von dem lezten aus diesem Hause. Noch eine grössere Vergabung aber haben diese ehemaligen Oberherren dem Dorfe Opfikon gemacht, indem sie demselben den Zehenden vergabten, unter der einzigen Bedingung, dass man ihnen in der dasigen Kapelle zu gewissen Zeiten Seelenmesse lesen, und ein ewiges Licht unterhalten solle. Diese Ewigkeit währte bis zur Reformation».*²⁹



Von Opffikon.



Auch der Chronist Stumpf illustrierte 1547 in seiner Beschreibung der Eidgenossenschaft den Artikel über die Familie von Opfikon mit deren Familienwappen.



Brennwald geht als Erster näher auf den Besitz der Familie ein. Er erwähnt die Werdmühle und das Haus am Zürcher Rennweg, die Rudolf von Opfikon Ende des 13. Jahrhunderts den Frauen von Ötenbach übergab. Die entsprechenden Stiftungsurkunden hatte er möglicherweise im Archiv in Zürich oder in den Unterlagen des Genealogen Dürsteller gefunden.³⁰ Unklarer ist dagegen die Geschichte mit dem Zehnten. Der Zehnt war eine ursprünglich der Pfarrkirche zustehende Abgabe von einem Zehntel der gesamten Agrarproduktion. Nach dem Kirchenrecht teilten sich der Pfarrer und der Bischof je ein Viertel, während ein weiteres Viertel in die Baukasse, der Rest in die Armenkasse gelegt werden sollten. Schon sehr früh gelangten Zehnten aber auch in private Hände und wurden wie andere Rechte gehandelt.³¹ Nach Brennwald sollen die Herren von Opfikon den dortigen Zehnt bei ihrem Wegzug in die Stadt den Opfikern überlassen haben. Wie weiter unten zu sehen sein wird, erwarb die Gemeinde den Zehnten jedoch erst 1527 vom Zürcher Stadtbürger Rudolf Schwarzmuner.³²

Nochmals 150 Jahre später – 1936 – wusste Hermann Wettstein die Geschichte der Ritter in einer weit blumigeren Fassung zu erzählen. Wettstein stammte ursprünglich aus Stammheim und war damals Lehrer in Kloten. In seiner Geschichte der Kirchgemeinde Kloten berichtete Wettstein mit Verweis auf den alten Pfarrer Brennwald Folgendes:

«Wie in Kloten, so hauste auch in Opfikon einst ein Rittergeschlecht. Die meinten es sehr gut mit den Opfikern; als sie in die Stadt zogen, schenkten sie den Bewohnern des Dörfchens den Zehnten. So hatten diese nur den Viertel für den Bischof ins Konstanzeramt nach Zürich zu entrichten. Trotzdem wurden sie keine Millionäre, denn sie hatten sehr schwere Grundzinse zu entrichten. Die Ritter hatten ihnen einzig die Bedingung gestellt, dass ihnen zum Dank für die Schenkung des Zehntens mit dem Glöcklein die Mette geläutet werde und in der Kapelle zu Opfikon ein ewiges Lichtlein brenne.»³³

Intensiv mit der Geschichte der «Edlen von Opfikon» beschäftigten sich auch die Geschichtsschreiber der Familie Werdmüller von Zürich, indem sie in diesen die adeligen Vorfahren der Familie zu erkennen glaubten. Mit Verweis auf die vom Zürcher Kaufmann, Dichter, Maler und Komponisten («Freut Euch des Lebens ...») Martin Usteri verfassten Familiengeschichte der von Meiss erzählt Otto Anton Werdmüller, Dekan von Uster, in seiner hand-

schriftlich verfassten und zehn Bände umfassenden Familiengeschichte,³⁴ wie die Herren von Opfikon ihren Rittersiegel verloren haben. Während der Zürcher Mordnacht 1350 habe Beat von Opfikon statt nach dem Schwert zu greifen sich aus Angst unter einer Hühner-
treppe verborgen und sei in dieser peinlichen Lage von einer Magd entdeckt worden. Daraufhin habe er wegen seiner Feigheit auf seinen Rittersiegel verzichtet.³⁵

Seit den 20er-Jahren durchwanderte der gelernte Bauzeichner und Burgenkundler Georg Hartmann neben dem Kanton Zürich weite Teile Westeuropas auf der Suche nach Spuren vergangener Burgen. Sein Weg führte ihn auch nach Opfikon, wo er aufgrund seiner Beobachtungen im Gelände zur Überzeugung gelangte, dass die Burg der Edlen von Opfikon tatsächlich einmal bestanden habe, und zwar direkt neben oder auf den Überresten der Kapelle. Neben dem Wappen des Geschlechts hielt er in seinem Skizzenbuch auch eine Rekonstruktion der ehemaligen Burg fest.³⁶



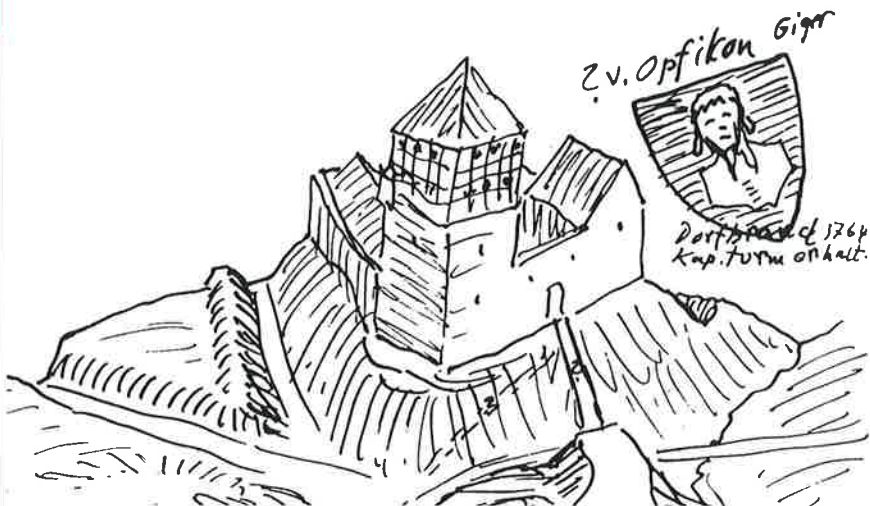
So schön und anschaulich diese verschiedenen Geschichtspartikel auch klingen mögen, so drängt sich wie bereits angedeutet doch die Frage auf, inwieweit sie lediglich der Fantasie der jeweiligen Erzähler entsprungen sind oder sich eben doch historisch erhärten lassen.

Die Familie von Opfikon im Überblick

Folgen wir also den Spuren dieser Familie. Tatsächlich können diese in einer ganzen Reihe von Dokumenten aufgenommen werden – in Urkunden, in den aus den Urkunden zusammengestellten Ratslisten, in Jahrbüchern (einer Art Agenda, in denen kirchliche Institutionen festhielten, an welchem Tag sie für eine Person eine Messe lesen sollten) oder auch in den seit Mitte des 14. Jahrhunderts überlieferten Steuerbüchern der Stadt Zürich.

Glaubt man den alten Geschichtsschreibern, so wohnte die Familie von Opfikon bereits Mitte des 12. Jahrhunderts in der Stadt Zürich. Ein gewisser Conrad soll 1157 im Rat gesessen haben. Diese Information kommt aus den Ratslisten, die Heinrich Brennwald um 1500 in seiner Schweizerchronik veröffentlichte.^[37] Die sechs ältesten Listen für das 12. Jahrhundert entnahm Brennwald wahrscheinlich Vorlagen, die er im Archiv gefunden hatte, die aber heute nicht mehr existieren. In seiner Liste für die Jahre 1157/1162 findet sich denn tatsächlich ein Conrad von Opfikon. Er erscheint nicht, wie es eigentlich zu erwarten gewesen wäre, unter den adeligen Räten – diese waren Rüdiger Manesse, Jacob Biber, Jörg von Schönenwerd, Hans von Glaris, Lupold von Lütishofen, Hans von Kloten und ein Ritter Hans im Gwelb –,

So stellte sich der Bauzeichner und Burgenkundler Georg Hartmann den von ihm vermuteten Stammsitz der Familie von Opfikon vor.



sondern unter den bürgerlichen Ratsherren (Ulrich Krieg, Heinrich Lysi, Cürat von Opfikon und Peter Refel). Und noch mehr: Eine nähere Untersuchung der Liste wie auch der übrigen Listen des 12. Jahrhunderts zeigt, dass die darin genannten Räte fast ausnahmslos Familien angehörten, die erst im 13. Jahrhundert, also hundert Jahre später, in der Stadt ansässig waren. Auch die meisten Vornamen verweisen auf diese Zeit. Das kann fast nur bedeuten, dass es sich bei diesen Ratslisten um Fälschungen handelt. Bereits Robert Luginbühl, der Herausgeber der brennwaldschen Chronik, bezweifelte die Aut-

hentizität der Listen. Als Urheber vermutete er nicht Brennwald selbst, sondern dass diese bereits im 14. Jahrhundert hergestellt worden seien, um so der Stadt eine ältere selbstständige Herkunft zu geben. Tatsächlich gab es in Zürich erst seit dem Aussterben der Zähringer 1218 einen Rat, der die Geschicke der Stadt lenkte. Erste verlässliche Ratslisten datieren aus der Zeit um 1225.³⁸ Somit kann davon ausgegangen werden, dass im 12. Jahrhundert in Zürich noch kein Conrad von Opfikon lebte.

Der erste einigermaßen gesicherte Vertreter des Namens ist Burkhart von Opfikon. 1239 ist er einer von zwölf Zeugen, als ein gewisser «Ulrich aus dem Münsterhof» dem wenige Jahre zuvor gegründeten Dominikanerinnenklosters Ötenbach sein Haus auf eben diesem Münsterhof schenkte.³⁹ Neben dem Vorsteher des Predigerkloster, der die Frauen in rechtlichen Belangen vertrat und auch sein Siegel unter die Urkunde setzte, waren bei dem Geschäft unter anderen die Ritter Meier von Rüm- lang, zwei Ritter von Klotten und schliesslich als zweit-



letzter Zeuge vor Berchtold Cigirman ein Burkart von Opfikon anwesend. Warum diese Personen als Zeugen beigezogen wurden, ist nicht ganz klar. Vielleicht waren sie Ratsmitglieder, wie dies die Herausgeber des Urkundenbuches vermuten – Ratslisten sind aus dieser Zeit keine überliefert –, oder sie verfügten einfach über genügend Prestige, um die Stadt in dieser Angelegenheit zu vertreten. Die Schenkung von 1239 ist insofern bemerkenswert, als es sich um die erste bekannte Vergabung eines innerhalb der Stadtmauern gelegenen Grundstückes an das Kloster handelt, das damals noch im Seefeld vor den Toren der Stadt stand.⁴⁰ Auch hier erscheint der von Opfikon nicht als Adeliger, sondern als einfacher Stadtbürger wie Cigirmann (Zigermann), dessen Namen vermuten lässt, dass er oder seine Familie mit Milchprodukten handelte. Über die Urkunde von 1239 hinaus ist über Burkhart nichts bekannt.

Erst 1274 kann die Spur wieder aufgenommen werden mit Rudolf von Opfikon, einem wirtschaftlich und politisch äusserst erfolgreichen Stadtbürger, der wahrscheinlich als Erster seiner Familie den Sprung in den Rat schaffte und die wirtschaftliche Basis für den Erfolg der Familie legte. Ihm folgte Johannes von Opfikon, der bis 1333 im Rat sass und wohl bald darauf starb. Die Familie gehörte damals zum Patriziat, dem politischen Establishment der Stadt. Sie hatte einen breiten Liegenschaftsbesitz, seit 1276 beispielsweise die bereits erwähnte spätere untere Werdmühle, aber auch verschiedene weitere Häuser. Ausserhalb der Stadt gehörten ihr verschiedene Höfe, Weinberge, Äcker und wahrscheinlich auch Vieh – Liegenschaften, die sie zumindest zum Teil von dem Ende des 13. Jahrhunderts in einer existentiellen wirtschaftlichen Krise befindlichen Hochadel erworben hatten. Regelmässig bedachte sie die wichtigen geistlichen Institutionen in der Stadt mit Schenkungen, wodurch die Familie sich nicht nur ihr Los im Jenseits erleichterte, sondern sicher auch ihre Bedeutung im Diesseits unterstrich.

Wie ging es weiter mit der Familie? Nach Johannes wurde es recht ruhig um die Familie. Politisch verlor sie jede Bedeutung, indem keines ihrer Mitglieder nach der bruntschen Revolution von 1336 in den Rat zurückkehrte, auch nicht Johannes, der gleichnamige Sohn von Ratsherr Johannes, der bis gegen 1380 nachgewiesen ist. Überhaupt finden sich in den Quellen kaum mehr männliche Angehörige der von Opfikon. 1344 waren es die «frowen von Opfinkon», die das Haus am heutigen Limmatquai besaßen, während es 1331 noch dem von Opfinkon, also wahrscheinlich Johannes gehört hatte.⁴¹ Die Witwe von Ratsherr Johannes, die eine Schwester von Bürgermeister



Rudolf Brun war, überlebte diesen um rund dreissig Jahre.⁴² Auch nach Ita werden in den Steuerbüchern noch mehrere Frauen von Opfikon genannt, von denen einige offenbar Beginen waren, beispielsweise Schwester Verena und Schwester Elisabeth von Opfikon. Ohne dass sie einem Orden angehörten, lebten sie in der Art von Nonnen und nahmen sich vor allem den Kranken und den Verstorbenen mit ihren Angehörigen an. Eine bescheidene klerikale Karriere machte bis zu seinem Tod 1375 Conrad, der Kaplan an dem von Johannes von Opfikon gestifteten Marienaltar im Zürcher Grossmünster war, als er starb. Vermutlich letzter Vertreter der Familie war Heinrich, der 1457 als Spitalpfründer verschied.⁴³



Auffallend und entgegen den Erwartungen, welche die eingangs zitierten Geschichtsschreiber weckten, war die Familie von Opfikon ganz offensichtlich nicht adelig. Weder führte einer ihrer Vertreter einen Rittersitel noch erscheinen sie in den hierarchisch gegliederten Zeugenlisten von Urkunden jemals unter den Adeligen. Auch die beiden Ratsmitglieder Rudolf und Johannes von Opfikon sasssen als Vertreter der Bürger und nicht des Adels in diesem Gremium. Zu keinem Zeitpunkt erachteten die von Opfikon sich selbst als Adlige noch wurden sie von ihren Zeitgenossen zu diesem Stand gezählt. Dennoch unterschied sich ihr Leben nicht allzu sehr von demjenigen einer städtischen Adelsfamilie. Der Zürcher Stadtdel und die führende Schicht der Stadtbürger hatten sich seit der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts ohnehin in ihrer Lebensweise weitgehend aneinander angeglichen. Sie verkehrten in ähnlichen Kreisen, heirateten untereinander und pflegten einen vergleichbaren Lebensstil.

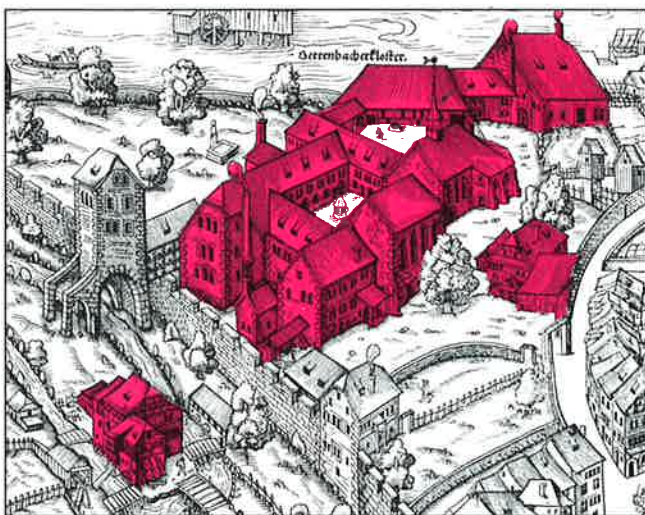
Bei dem «von» im Namen der «von Opfikon» handelt es sich darum wohl nicht um ein adeliges Attribut, mit dem auf den Besitz oder einen Besitzanspruch der Familie verwiesen wird, sondern vielmehr auf deren Herkunft. Wie so viele waren wahrscheinlich auch Burkhart oder dessen Eltern nach 1200 in die nahe Stadt abgewandert, wo sie mehr Freiheit und wirtschaftliche Möglichkeiten als in ihrem Dorf erwarteten. Hier waren sie vielleicht als Kaufleute tätig oder verdienten ihren Unterhalt mit Renten- und Geldgeschäften. In einer Zeit, als Nachnamen noch nicht etabliert waren, blieb neben dem Beruf die alte Herkunft eine nahe-liegende Möglichkeit, um die vielen Träger gleicher Vornamen voneinander unterscheiden zu können. Es erstaunt darum auch nicht weiter, dass die von Opfikon in der Umgebung ihres namensgebenden Dorfes in dem von uns überblickbaren Zeitraum weder Güter noch Rechte besaßen, wie dies bei einer alten Adelsfamilie in ihrem Kerngebiet zu erwarten gewesen wäre.


Ratsherr Rudolf von Opfikon – Aufstieg einer Familie

Rudolf von Opfikon war der Erste seiner Familie, über den etwas mehr in Erfahrung gebracht werden kann. Wann er geboren wurde, wer seine Eltern waren, ist nicht bekannt. Seine Frau stammte aus der bürgerlichen Familie Thia. Mit ihr hatte er zwei Söhne – Rudolf und Heinrich – und die drei Töchter Margareth, Elisabeth und Mechthild. Nahe mit ihm verwandt – vielleicht sein Bruder oder gar sein Vater? – war Heinrich von Opfikon, der eine Katharina heiratete. Nach seinem Tod 1303 lebte die Witwe bis gegen 1318/1320 im Haus von Johannes von Opfikon.⁴⁴

Erstmals urkundlich fassbar wird Rudolf 1274, als er als Zeuge der Übertragung eines Gutes in Nieder-Altstetten durch den Zürcher Bürger Heinrich Sender an das Siechenhaus St. Jakob und das Spital beiwohnte. In der Zeugenliste wird er als letzter nach Pleban Walcho, dem Ratsherrn und Ritter Heinrich Fink sowie den Vorstehern des Siechenhauses und des Spitals aufgeführt.⁴⁵ Inwiefern er von diesem Geschäft betroffen war, ist unklar. Wahrscheinlich besass er in der Nähe selbst Land und war darum von diesem Geschäft betroffen. Nach seinem Tod hinterliess Rudolf jedenfalls ein Grundstück in Altstetten, dessen Ertrag für die Kaplaneipfründen in der Wasserkirche und in der Marienkapelle des Grossmünsters, also für den Lohn des dortigen Priesters, verwendet werden sollte.⁴⁶

Rudolf war wahrscheinlich kein Kaufmann, sondern lebte von Renten- und anderen Geldgeschäften. Dies lässt sich zum Teil aus der Struktur seines Liegenschaftenbesitzes ableiten, soweit dieser über Käufe, Verkäufe und Schenkungen überliefert ist. Eine seiner wichtigsten Investitionen war sicherlich der bereits erwähnte Kauf der Mühle Hinterburg – der späteren unteren Werdmühle – von der Familie Biber. Mühlen waren kapitalintensive Gewerbe, die aber auch regelmässige Einnahmen brachten, umso mehr als offenbar einzelne Bäckereien verpflichtet waren, ihr Korn nur dort mahlen zu lassen. Das war auch bei dieser Mühle der Fall. 1290 übertrug Rudolf die Mühle zusammen mit verschiedenen Liegenschaften am Rennweg, wo auch das Haus der von Opfikon stand, an das Frauenkloster Ötenbach. Dazu gehörte auch eine Bäckerei, die an die Mühle gebunden war.⁴⁷



Die Werdmühle – ehemals Hinterburg genannt – vor den Toren der Stadt, wie sie sich mehr als zweihundert Jahre nach ihrer Übergabe an das Kloster Ötenbach (rechts innerhalb der Stadtmauern) präsentierte. (Bild  auf Murer-Karte, Seite 33)

Daneben investierte Rudolf auch gezielt in Liegenschaften direkt vor den Mauern der Stadt – Grundstücke also, auf denen vor allem Produkte für den städtischen Markt produziert werden konnten. Belegt sind Güter am Wollishofer Türli⁴⁸, in Altstetten⁴⁹ und im Witikonertobel⁵⁰. Schliesslich profitierte Rudolf auch von der Geldnot des Hochadels, der seit etwa 1250 immer mehr unter Druck geriet. Zu günstigen Konditionen konnte er von diesem Grundstücke erwerben, die ihm nicht als Lehen, sondern als Eigen gehörten, das heisst ohne Zinsen oder anderen Verpflichtungen gegenüber einer Herrschaft. Ganz sicher gilt das für den Birchrüthof bei Höngg, den er als Eigen von Lütold von Regensburg dem Jungen gekauft hatte, und den er 1292 für hundert Mark Silber der Fraumünsterabtei weitergab. Die Vogtei und die damit verbundenen niedergerichtlichen Kompetenzen behielt Rudolf sich aber weiterhin vor.⁵¹ Auch anderen Besitz konnte er unter ähnlichen Umständen erwor-

ben haben, etwa seine ertragreichen Höfe in Mettmehasl⁵², Bachenbülach und in Dällikon⁵³. Dass Rudolf zu den Reichen der Stadt gehörte, zeigt auch der Umstand, dass er 1291 mit anderen Ratsmitgliedern in der Lage war, persönlich für die stolze Summe von tausend Mark Silber zu bürgen, die Zürich der Stadt Erfurt schuldete. Er verpflichtete sich dabei, sich mit seinen Mitbürgern in Mainz als Geisel zu stellen, falls das Geld nicht termingerecht bezahlt würde. Zwei Jahre später erliess König Rudolf von Habsburg allen Bürgern als Dank die Steuern.⁵⁴

Rudolf von Opfikon gelang es als erstem seiner Familie, den wirtschaftlichen Erfolg auch mit einer politischen Karriere zu verknüpfen. 1285, neun Jahre nach dem Kauf der Mühle, sass er erstmals im Zürcher Herbstrat, dem er bis zwei Jahre vor seinem Tod angehörte.⁵⁵ Der Rat bestand aus dreimal zwölf Mitgliedern, dem so genannten Fasten-, Sommer- und dem Herbstrat, die nacheinander je vier Monate die Geschäfte der Stadt führten. Lange setzte sich der Rat zu gleichen Teilen aus adeligen und nichtadeligen Bürgern

zusammen. Erst gegen 1290, also gerade in der Zeit als Rudolf in den Rat kam, verschob sich das Verhältnis scheinbar zugunsten der bürgerlichen Räte. Die ältere Forschung vermutete einen Zusammenhang mit der Niederlage Zürichs gegen Herzog Albrecht von Habsburg. Neuere Untersuchungen zeigen dagegen, dass die Zahl adeliger und bürgerlicher Familien, die sich über längere Zeit im Rat halten konnten, ausgeglichen blieb.⁵⁶ Neue Ratsmitglieder wurden nicht etwa durch das Volk gewählt, sondern es war der Rat selbst, der bei einem Abgang einen Nachfolger auswählte. Von daher erstaunt es nicht, dass immer die gleichen Kreise im Rat sassen. Nach 1312



bis zur bruntschen Revolution 1336 gelang es überhaupt keiner aussenstehenden Familie mehr, in den Rat nachzurücken. Neben seinem wirtschaftlichen Erfolg war es für Rudolf von Opfikon sicher auch hilfreich, dass er mit der Ratsfamilie Thia verschwägert war. Conrad Thia sass bereits seit 1269 im Rat und gehörte zu den reichsten und einflussreichsten Bürgern der Stadt. 1290 war er sogar in der Lage, mit Rudolf Schaffli und Heinrich Goldstein von der Stadt die Münze zu pachten.⁵⁷

Der Lebensstil, den Rudolf und seine Familie führten, erinnert in vielem an die Art und Weise, wie auch Stadtadelige lebten. Besonders auffallend sind dabei die grossen Stiftungen, die Rudolf dem Grossmünster und dem jungen Dominikanerinnenkloster Ötenbach zukommen liess. Dahinter standen verschiedene Motive. Einerseits war dies natürlich eine Vorsorge für das Jenseits. Für alle Mitglieder seiner Familie richtete Rudolf Jahrzeitstiftungen beim Grossmünster ein. Das bedeutete, dass nach ihrem Tod auf einen vereinbarten Tag, normalerweise dem Todestag, alljährlich eine Messe für den Nutzniessenden zelebriert wurde. Finanziert wurde die Jahrzeit normalerweise über einen Zins, den die entsprechende Institution von einem bestimmten Gut beziehen konnte. So organisierte Rudolf schon zu Lebzeiten, dass vom oben erwähnten Gut im Witikonertobel jährlich drei Mütt Weizen (gut zweihundert Liter) an die jeweiligen Priester in der Marien- und St. Blasiuskapelle im Grossmünster und in die Wasserkirche gingen, wofür ihm nach seinem Tod die Jahrzeit gelesen werden sollte.⁵⁸ Eine andere Jahrzeit für sich und seine Frau Thia hatte er 1291 bei dem ihm besonders nahe stehenden Kloster Ötenbach eingerichtet. Seine eigene Jahrzeit sollte dort jeweils am Montag nach Ostern, diejenige seiner Frau am Freitag vor dem Palmtag gelesen werden.⁵⁹ Als 1299 sein ältester Sohn Rudolf starb, übergab er dem Kloster nochmals sechzig Mark Silber, damit neben den beiden schon vereinbarten Jahrzeiten auch für seinen Sohn gebetet werde und richtete eine weitere beim Grossmünster ein.⁶⁰ Bereits vor 1275 war am Grossmünster eine Jahrzeit für eine Berchta errichtet worden, die mit einem Heinrich von Opfikon verheiratet war.⁶¹ Ob dies eine früh verstorbene Ehefrau von Rudolfs mutmasslichem Bruder war oder vielleicht doch seine Mutter, muss offen bleiben.

Stiftungen konnten auch ganz klar weltlichen Zwecken dienen. So übergab Rudolf Ötenbach ab 1290 eine ganze Reihe von Gütern, damit seine drei unverheirateten Töchter ins Kloster aufgenommen wurden und dort finanziell abgesichert bis ins Alter leben konnten. Kurz vor Weihnachten 1291 liess sich Ötenbach durch die Äbtissin des Fraumünsters urkundlich bestätigen, dass ihm Rudolf ein Haus am Rennweg «ob dem Weg Hofes halb» geschenkt habe – dies unter der Bedingung, dass sämtlicher Zins und Ertrag daraus auf Lebzeiten seinen drei ins Kloster eingetretenen Töchtern Margareth, Elisabeth und Mechthild zugute kommen sollte und zwar als «Leibgedings an Gewand und Notdurft», das heisst als Rente für ihren persönlichen Unterhalt.

Erst nach dem Tod der Töchter sollte das Haus ganz an Ötenbach übergehen.⁶² Die Stiftung war in zweierlei Hinsicht ungewöhnlich: Einmal war die Stadt zu jener Zeit bemüht, die Schenkung von innerhalb der Stadtmauern gelegenen Gütern an Klöster zu verhindern, da ihr dadurch Steuereinnahmen entgingen.⁶³ Die Schenkung versties aber auch gegen die Regeln des Dominikanerordens, weil die dortigen Schwestern dem Armutsgebot unterstanden, was eine persönliche Rente ausschloss. Der Ertrag aus einer Schenkung musste streng genommen in die gemeinsame Kasse des Konvents fliessen und von dort aus allen Schwestern zugute kommen. Die drei Töchter Rudolfs gehörten zu den ersten Nonnen im Kloster, die dennoch mit einer persönlichen Leibrente ausgestattet wurden und so ihren gewohnten Lebensstil einigermaßen beibehalten konnten. Bis zur Jahrhundertwende kamen aber immer mehr ähnlich ausgestattete Töchter aus wohlhabenden Familien ins Kloster, so dass sich die wirtschaftlichen und sozialen Ungleichheiten auf einem höheren Niveau wieder ausglich.⁶⁴ 1299 erhöhte Rudolf nochmals die Leibrente für seine Töchter, von denen Margareth in der Zwischenzeit gestorben war, indem er Ötenbach neben dem Haus am Rennweg seine beiden Höfe in Dällikon und Bachenbülach überschrieb. Diese warfen jährlich zusammen sechsundzwanzig Stück Getreide ab (über zweitausend Liter), was einem Gegenwert von rund sechsundzwanzig Pfund entsprach.

Als Rudolf seine drei Töchter im Kloster Ötenbach versorgte, ging es ihm sicher zu einem Teil darum, ihnen bis zu ihrem Lebensende ein sorgenfreies Leben in einer standesgemässen Umgebung zu sichern. Nicht übersehen werden darf dabei aber auch das sakrale Element. Ende des 13. Jahrhunderts gab es eine starke mystische Frauenbewegung – ihre bekannteste Vertreterin in unserem Raum war Elisabeth Stagel im Kloster Töss –, die gerade auch auf die Frauen der städtischen Führungsschicht eine grosse Anziehungskraft ausübte. Askese und Selbstkasteiung waren für verschiedene Frauen in diesen Klöstern die Mittel, um visionäre Zustände zu erreichen, in denen sie die Nähe Gottes erfahren konnten. Nach der Klostertradition gehörte auch Mechthild von Opfikon zu diesen Auserwählten. Nach ihrem Tod soll ihre Mitschwester Elisabeth von Oye für sie gebetet und Gott daran erinnert haben, welch hartes Leben in Armut sie zu seiner Ehre geführt habe, worauf ihr in einer Vision eröffnet worden sei, dass Mechthild nun im Jenseits ein heilig-seliges Leben führe. Ihre Dürre sei zu Mark geworden, ihr Jammer zu spielender Freud innerhalb der göttlichen Natur, ihre Seele Teil des spielenden Harfenklanges des göttlichen Wortes. Gott habe so sehr nach der Gegenwärtigkeit ihrer Seele gedürstet, wie auf alle Zeiten von den blutvergiesenden Wagnissen seines gekreuzigten Sohnes getrunken werden könne.⁶⁵

Vor seinem Tod verlor Rudolf nicht nur seine Tochter Margareth, sondern 1299 auch seinen Sohn Rudolf. Heinrich, der zweite Sohn, starb vor 1306. 1302 verliess Rudolf den Herbstrat. Zum letzten Mal in einer Urkun-


de erscheint er am 26. Januar 1303, als eine Bürgerin vor dem Schultheiss ihr Vermögen von dreissig Pfund, das sie in die Ehe eingebracht hatte, ihrem Gatten abtrat, wofür sie als Sicherheit einen Rebberg in Küsnacht erhielt. Rudolf nahm an diesem Geschäft mit verschiedenen anderen Bürgern als Zeuge teil.⁶⁶ Er starb vermutlich am folgenden 15. Mai, wurde doch im Gross- wie im Fraumünster auf diesen Tag für ihn je eine Jahrzeit eingerichtet.⁶⁷ Seine Witwe lebte bis zu ihrem Tod im Hause ihres mutmasslichen Nefen Johannes von Opfikon, von dem im Folgenden die Rede sein soll.⁶⁸

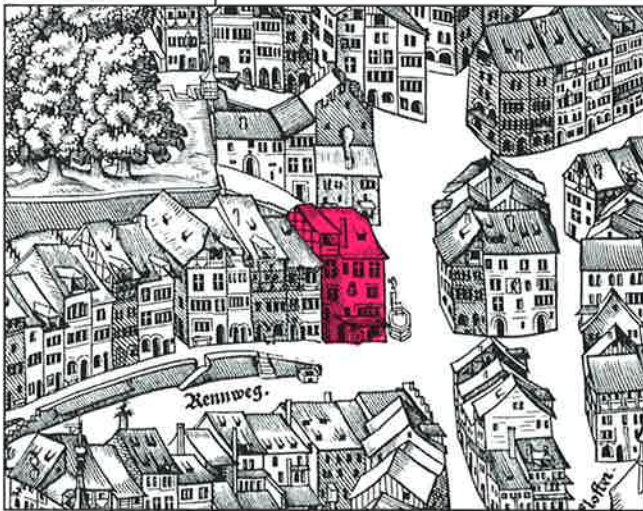
Johannes von Opfikon

Wie schon bei Rudolf sind auch bei Johannes von Opfikon die genealogischen Zusammenhänge in vielem unklar. Möglicherweise war er ein Sohn von Heinrich und Katharina, von denen ausser den Namen nichts bekannt ist. Jedenfalls wird Johannes nie zusammen mit seinem mutmasslichen Onkel Rudolf genannt, und auch dessen Witwe aus der Familie von Thia, die nach dem Jahrzeitbuch des Grossmünsters in seinem Haus lebte, wird mit ihm nicht explizit in eine verwandtschaftliche Verbindung gebracht. 1314 erscheint Johannes erstmals in einer Urkunde. Schon im folgenden Jahr sass er im Sommerrat, dem er bis kurz vor seinem Tod 1333 angehörte. Verheiratet war er mit Ita, einer Schwester des späteren Bürgermeisters Rudolf Brun. Die beiden hatten zumindest einen Sohn, Johannes, der sich bis Ende der 1370er-Jahre verfolgen lässt. Vielleicht waren aber auch die Schwestern Verena und Elisabeth, die als Beginen in der Stadt lebten, Guota und der Geistliche Conrad von Opfikon ihre Kinder.

Wirtschaftlich war Rudolf stärker noch als Johannes auf die Stadt und auf deren nächste Umgebung ausgerichtet. Zwar besass auch er einzelne Höfe auf der Landschaft, etwa in Schlieren⁶⁹, Dänikon⁷⁰, Dällikon⁷¹ oder Dielsdorf⁷², die seine Vorfahren höchstwahrscheinlich um die Jahrhundertwende aus der Liquidationsmasse der Freiherren von Regensberg übernommen hatten und die er dann in den Jahren 1327/28 weiterverkaufte. Auch vergab er hin und wieder wie Rudolf Kredite oder hatte solche Ansprüche vielleicht sogar von ihm übernommen: 1318 musste die Tochter Werner Thias einen Acker in Rieden in der Nähe von Opfikon verkaufen, da es ihr nicht gelang, zehn Pfund Bargeld aufzutreiben, um Johannes die Schuld ihres verstorbenen Vaters zurückzubezahlen.⁷³ Wirtschaftlich wichtiger waren für Johannes aber sicher die verschiedenen Rebberge, die er in besten Lagen in Fluntern⁷⁴, Riesbach⁷⁵, Albisrieden⁷⁶ und vor allem in der Umgebung von Küsnacht⁷⁷ und Goldbach⁷⁸ besass.

Dass Johannes nicht nur am Zins dieser Güter, sondern auch an der Qualität des dort produzierten Weines interessiert war, zeigt ein Vertrag, den er 1319 mit dem Zürcher Bürger Wackerbolt abschloss und dem Zürcher Rat zur Bestätigung vorlegte. Darin wurde vereinbart, dass sie an der

Erster bekannter Wohnsitz der Familie von Opfikon am Rennweg unterhalb des Lindenhofes. 1291 und endgültig 1328 schenkte die Familie die Liegenschaft dem Frauenkloster Ötenbach (Bild  auf Karte, Seite 33).




gemeinsamen Grenze ihrer Rebberge in Kusen (Küsnacht) keine Bäume, Weidenstöcke oder Ähnliches pflanzen wollten, die dem andern «Schaden oder Schatten» bringen könnten.⁷⁹ Ob Johannes von Opfikon diese Güter durch Angestellte bebauen liess oder ob er sie an Bauern verlieh und als Pachtzins einen Anteil des Ertrages bezog, wie dies im 15. oder 16. Jahrhundert verschiedene Klöster und Stifte handhabten, ist nicht bekannt.⁸⁰ Jedenfalls scheint er für die Verwaltung seines Besitzes über eine gewisse Infrastruktur verfügt zu haben, beschäftigte er doch zumindest einen «Knecht» – wohl eher eine Art Verwalter –, den er 1328 beim Verkauf seines Eigenhofes in Dällikon als Zeugen beizog.⁸¹

Dass sich Johannes zu dieser Zeit gerade im Weinbau engagierte, ist nicht weiter erstaunlich, handelte es sich doch um einen rapid wachsenden

Bereich in der damaligen städtischen Wirtschaft. Seit Mitte des 13. Jahrhunderts nahm die Nachfrage nach Wein, Fleisch und Gemüse stetig zu. Waren es früher vor allem Klöster und Stifte, die den städtischen Markt mit Wein belieferten, so nahmen sich im 14. Jahrhundert, wie auch das Beispiel Johannes von Opfikon zeigt, auch immer mehr kapitalkräftige städtische Bürger dieses Geschäftes an. In welcher Art und Weise dieses abgewickelt wurde, darüber kann nur wenig in Erfahrung gebracht werden. Anders als bei den geistlichen Institutionen mit ihren wohlgeordneten

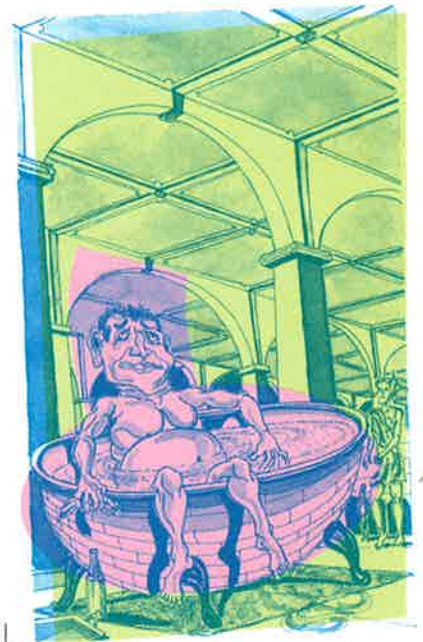
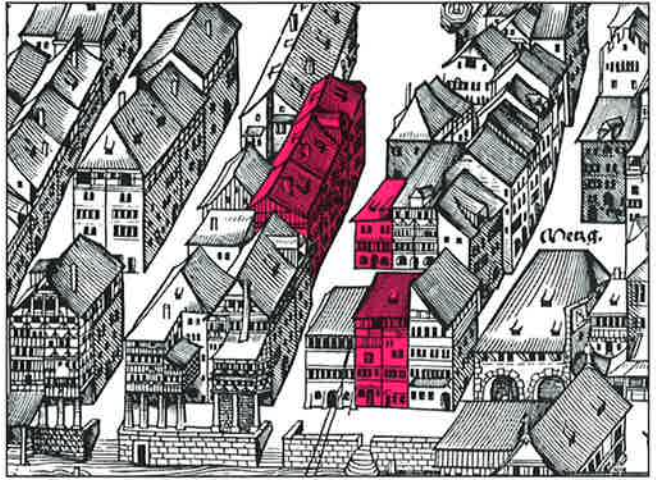
Archiven haben sich Rechnungsbücher und Buchhaltungen aus dem weltlichen Bereich, sofern solche im 14. Jahrhundert überhaupt schon geführt wurden, nicht erhalten.

Innerhalb der Stadt besass Johannes und seine Familie eine ganze Reihe von Liegenschaften, darunter auch ein Haus am Rennweg – dasselbe wahrscheinlich, aus dessen Ertrag seit 1291 die Leibrenten der drei Töchter Rudolfs im Kloster Ötenbach finanziert wurden. Nach dem Willen des Stifters sollte das Haus nach dem Tod der Schwestern ganz in den Besitz des Frauenklosters übergehen, was Johannes in der Folge offenbar nicht anerkannte. 1327 erreichte der Konflikt einen Höhepunkt. Ötenbach nahm sich einen Anwalt, einen gewissen Volmar, den es mit allen Kompetenzen ausstattete, um das Kloster im Streit gegen Johannes zu vertreten und den es auch beim bischöflichen Gericht in Konstanz anmeldete.⁸² Vielleicht war dieser Konflikt auch der Grund, dass Johannes 1327 und 1328 so viele Liegenschaften zu


In der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts bewohnte die Familie von Opfikon vor allem ihre Häuser an der Stüssihofstatt (Bild  auf Karte, S. 33).

Geld machen musste. Am 1. Februar 1328 gab Johannes jedenfalls dem Druck nach und trat sein Haus am Rennweg sowie seinen Hof in Dällikon, mit dem Rudolf 1299 nochmals die Leibrente seiner Töchter aufgestockt hatte, dem Fraumünster ab mit der Bitte, beide an Ötenbach weiterzuerleihen, was an diesem Tag auch geschah.⁸³ Dies war denn auch das einzige Mal, dass Johannes das von seinen Vorfahren so bevorzugte Kloster mit einer Schenkung bedachte. Teile der mittelalterlichen Substanz dieser Liegenschaft scheinen sich bis heute im Keller der Häuser «Zur Schelle und «Zum Schelleli» (Rennweg 2 und 4) erhalten zu haben.⁸⁴

Bereits 1314, als Johannes zum ersten Mal in einer Urkunde auftritt, ging es um einen Streit mit Ötenbach, damals im Zusammenhang mit seiner Liegenschaft, die etwas zurückversetzt am Stüssihof lag, und das direkt daran anschliessende «Terrer Haus», das dem Kloster Ötenbach gehörte. Stein des Anstosses war die Traufe des Terrerhauses. Bei Regen leitete diese das Wasser vom Dach direkt in die gemeinsame Abwassergrube, was offenbar immer wieder zu Überschwemmungen führte. Johannes reichte darauf beim Rat eine Klage ein. Nach einem Augenschein vor Ort entschied dieser, dass nur ein bestimmter Anteil des Dachwassers in die gemeinsame Grube fließen dürfe, der Rest aber direkt in das «Ötenbacher Hövelin» (Hof) zu leiten sei. Unter Bussandrohung untersagte er zudem den Angehörigen des Klosters und den Bewohnern des Terrerhauses, Wasser aus dem Hof oder ihrer eigenen Abwassergrube in die Grube von Johannes zu tragen.⁸⁵ Noch 1357 besass Ita, die Witwe von Johannes, die drei im unteren Teil der Stüssihofstatt gelegenen Liegenschaften – «das hintere und das vordere hus» der von Opfikon und «die hintere Metzg». Im folgenden Jahr wurden die Häuser verkauft. Die Frau von Opfikon und «ir Jungfrow Metzgi» – ihre Magd – waren schon zuvor in ihr Haus an der Stelle des heutigen Zunfthauses zur Schneidern gezogen, während ihr Sohn Johannes 1358 für ein Jahr in einem kleinen Haus hinter dem St. Peter direkt an der Stadtmauer lebte.





Auf dem Höhepunkt des Erfolgs erwarb Johannes von Opfikon um 1330 das Haus am heutigen Limmatquai. Es lag in repräsentativer Lage direkt neben dem Rüden – einem wichtigen Treffpunkt des Stadtadels – und nur einen Steinwurf entfernt vom Rathaus. (Bild  auf Karte, Seite 33).

Hauses von Johannes und seines Nachbars. Als der Rat 1344 die Anordnung erneuerte, nannte er die Bögen «unter den Frowen von Opfikon Tilinen», da Johannes inzwischen gestorben war.⁸⁶ Auch nach dem ersten Steuerbuch von 1357 war Witwe Ita noch Besitzerin der Liegenschaft wie auch des Eckhauses auf der Nordseite der Ankengasse, die sie aber nicht selbst bewohnte. Zwischen 1408 und 1410 verkaufte «die von Opfikon» vorerst den südlichen Teil, nach 1417 auch den Nordteil des Hauses.⁸⁷



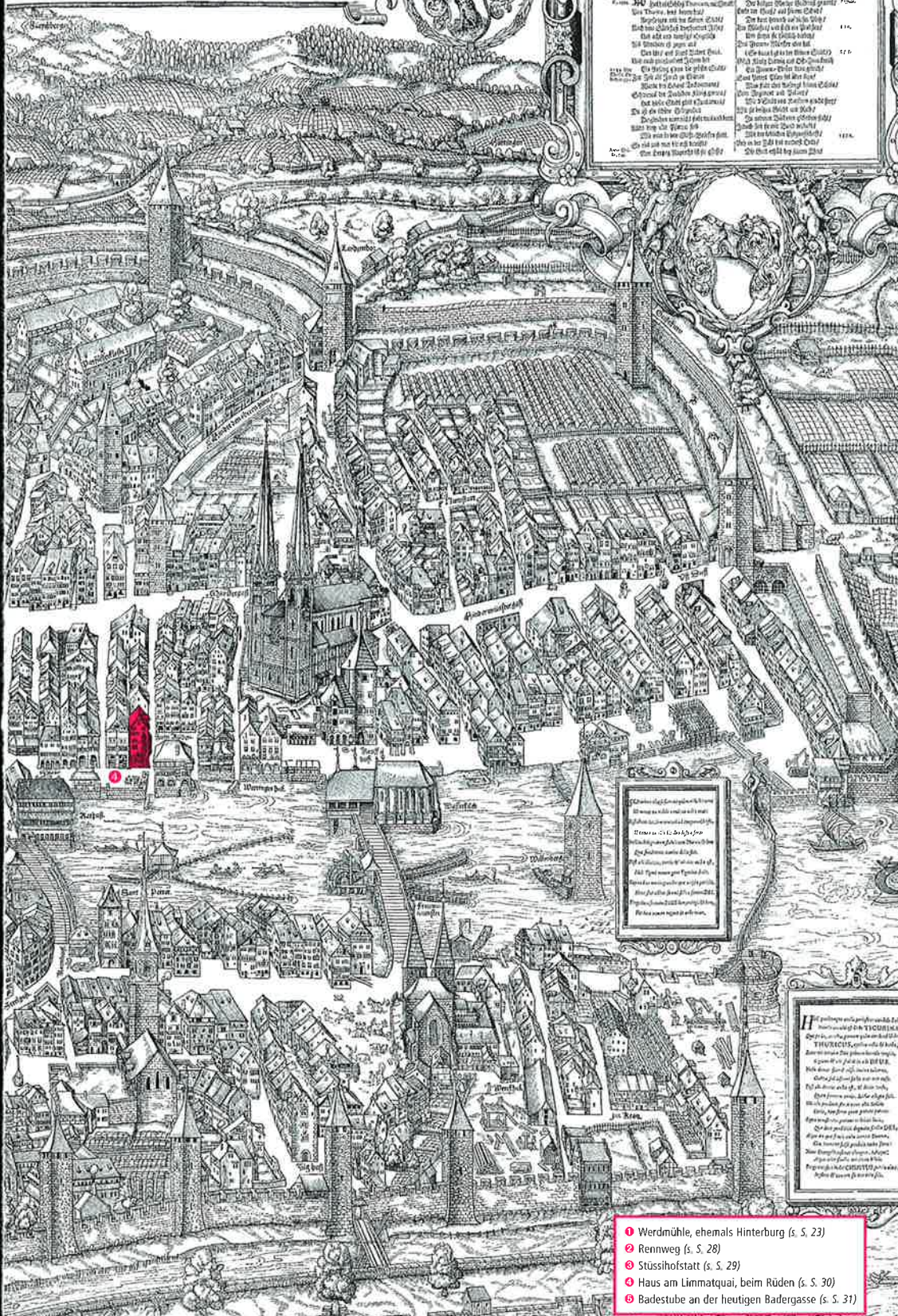
Spätestens seit 1332 besass die Familie noch ein weiteres Haus an den Unteren Zäunen. Kurz vor ihrem Tod übertrug Ita von Opfikon dieses an ihre Nichte Margareth, der mit Gaudenz von Hofstetten verheirateten Tochter von Jakob Brun,⁸⁸ die es dann an eine Schwester Katharin von Glarus weiterverkaufte. Dabei fällt auf, dass schon 1357 fast ausschliesslich Frauen in diesem Haus wohnten.⁸⁹

Neben diesen verschiedenen Wohnhäusern besass Johannes auch noch eine öffentliche Badestube an der Ecke der heutigen Badergasse zum Limmatquai. Erstmals in einer Urkunde erscheint sie 1316, als Johannes die Badestube einem Dietrich Bader als Erblehen ausgab. Dietrich, der «Nachname» zeigte es deutlich, war der Betreiber des Bades. So lange Johannes von Opfikon seinen Jahreszins von vier Pfund Pfennigen erhielt, konnte Dietrich das Erblehen auch verkaufen oder verpfänden. Johannes behielt sich lediglich ein Vorkaufsrecht vor, das zehn Schilling unter dem Gebot eines Kaufinteressenten lag.⁹⁰ 1327 verkauften die Kinder des inzwischen ver-

alt und Gelagert / wie sy jüdisch yet zu wa
 G. Josef Wurer / vnd durch Chastoffel
 dgecruct / Im M.D.LXXXVI. Jar.

AMPLISS. SENATUI. POPULO. TOTIQUE
 CIVITATI TIGURINE. PATRIBUS DIRECTIS. HONORIS
 MURIS. AMPLIUS ET GRATULANDIS. SIGILLUM.

1672	1673	1674	1675	1676	1677	1678	1679	1680	1681	1682	1683	1684	1685	1686	1687	1688	1689	1690	1691	1692	1693	1694	1695	1696	1697	1698	1699	1700
1672	1673	1674	1675	1676	1677	1678	1679	1680	1681	1682	1683	1684	1685	1686	1687	1688	1689	1690	1691	1692	1693	1694	1695	1696	1697	1698	1699	1700

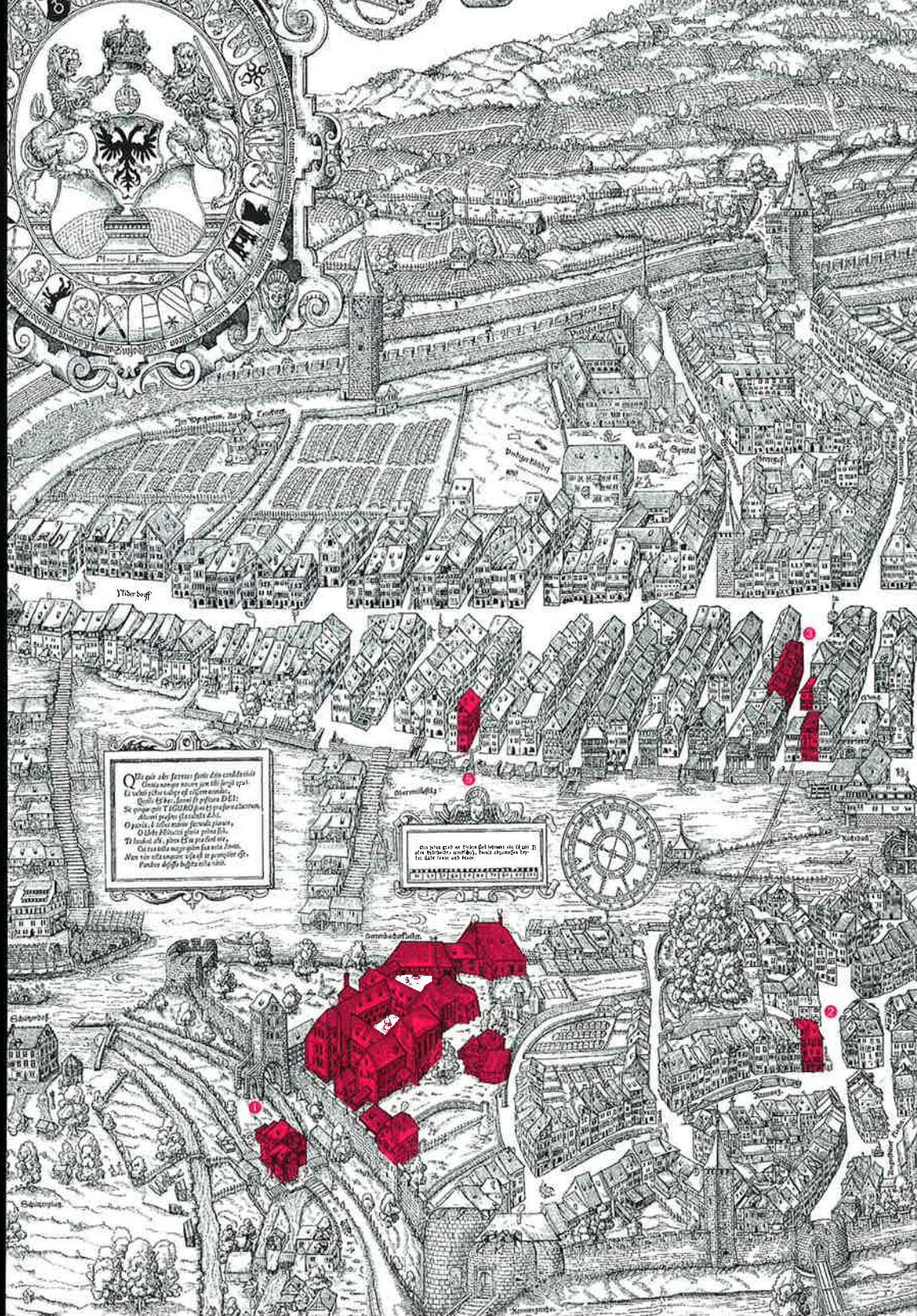


Die Werdmühle, ehemals Hinterburg, ist eine
 alte Mühle, die an der Limmat in der Nähe
 der Werdmühle steht. Sie ist eine der
 ältesten Mühlen der Stadt und hat eine
 lange Geschichte. Sie wurde im 14. Jahrhundert
 erbaut und hat seitdem viele Veränderungen
 durchgemacht. Heute ist sie ein Museum
 und ein beliebter Ort für Ausflüge.

Hier sind die Namen der Häuser am Limmatquai
 in der Nähe der Werdmühle. Die Häuser
 sind in der Reihenfolge von links nach
 rechts aufgeführt. Die Namen sind:
 1. Haus am Limmatquai, beim Rüden
 2. Badestube an der heutigen Badergasse
 3. Stüsslihofstatt
 4. Rennweg
 5. Werdmühle, ehemals Hinterburg

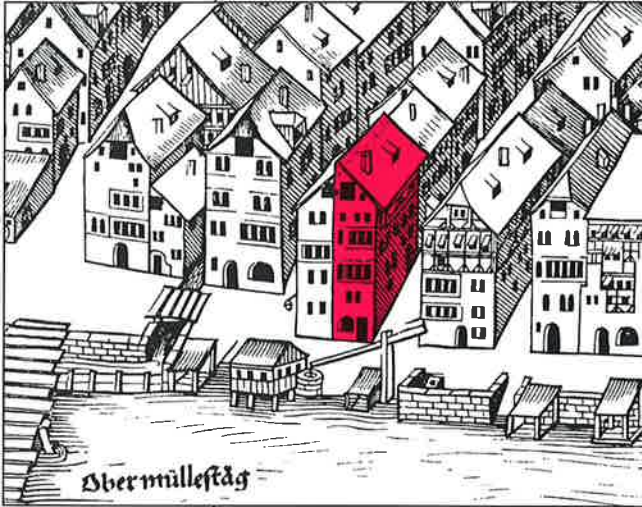
- 1 Werdmühle, ehemals Hinterburg (s. S. 23)
- 2 Rennweg (s. S. 28)
- 3 Stüsslihofstatt (s. S. 29)
- 4 Haus am Limmatquai, beim Rüden (s. S. 30)
- 5 Badestube an der heutigen Badergasse (s. S. 31)

Erwäken vntschickenen Statt Zürich gesten / vfgerrissen vnd in grund gelegt / durch Grossher / zu Erndem Vatterlan



Quis est iste ferax ferox conditiss
Genua natus non in illi ferax
Et vultu schuabico et corpore doli:
Quis est hic, ferax et corpore doli:
Si quis est VIGORUS ferax et corpore doli:
Almus prope illa vultu doli:
O quis, ille vultu ferax prope,
Ti doli, ille, prope et in prope doli:
Cuius vultu prope illa vultu doli:
Nunc non vultu prope illa vultu doli:
Ferox et corpore doli vultu.

Et vultu schuabico et corpore doli:
Quis est hic, ferax et corpore doli:
Si quis est VIGORUS ferax et corpore doli:
Almus prope illa vultu doli:
O quis, ille vultu ferax prope,
Ti doli, ille, prope et in prope doli:
Cuius vultu prope illa vultu doli:
Nunc non vultu prope illa vultu doli:
Ferox et corpore doli vultu.

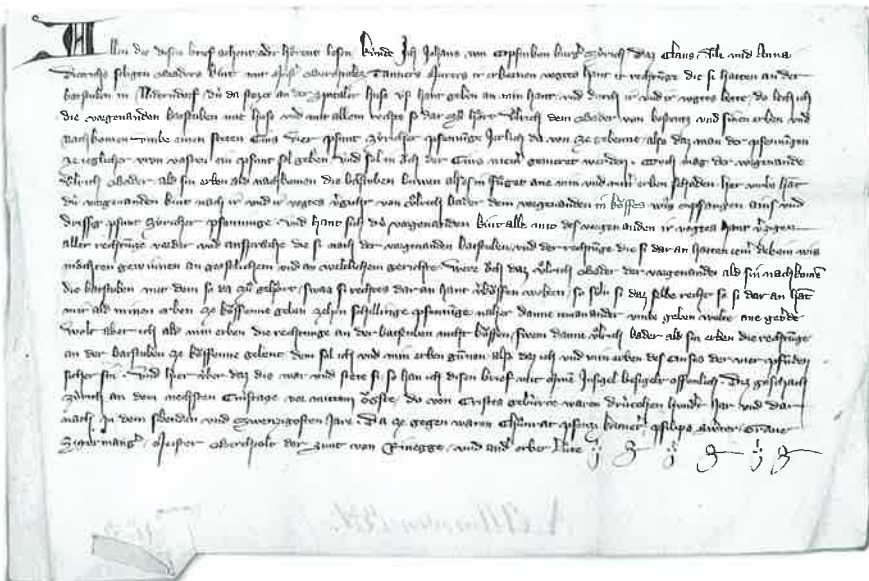


Die Badestube von Johannes von Opfikon. Das Wasser wurde im 16. Jahrhundert mit einem grossen Hebearm aus der Limmat geschöpft (Bild ➊ auf Karte, Seite 33).

storbenen Dietrichs die Badestube tatsächlich weiter – für einunddreissig Pfund an «Ulrich, den Bader von Konstanz», dem Johannes die Badestube wieder zu den gleichen Bedingungen wie seinem Vorgänger verlieh.⁹¹ Die entsprechende Urkunde ist insofern bemerkenswert, als Johannes sie selbst ausstellte und auch sein Siegel unter das Schriftstück hängte. Es ist damit die einzige bekannte, von einem Mitglied der Familie von Opfikon besiegelte Urkunde. Unglücklicherweise ging das Siegel, das vielleicht auch Edli-

bach und Stumpf als Vorlage gedient hatte, im Verlaufe der Zeit verloren, so dass die Authentizität des Wappens nicht mehr überprüft werden kann.

Badestuben erfüllten in der städtischen Gesellschaft dieser Zeit eine wichtige Funktion – einerseits natürlich im hygienischen Bereich, andererseits aber wie ein Wirtshaus als sozialer Treffpunkt. Gebadet wurde in Holzbottichen, in denen der Bader, der gleichzeitig auch Funktionen eines Arztes und Wirtes wahrnahm, für das warme Wasser und das Wohlbefinden seiner nicht nach Geschlechtern getrennten Gäste sorgte. Die Johannes von Opfikon gehörende Badestube «im Niedern Dorf» gehört mit der 1303 erwähnten



Mit dieser Urkunde verliet Johannes von Opfikon 1327 seine Badestube an den Bader von Konstanz. Es ist das einzige von einem Mitglied der Familie von Opfikon ausgestellte Schriftstück, das sich bis heute erhalten hat. Das einst daran hängende Siegel ging leider über die Zeit verloren.

«obren Batstuben Zürich» des Klosters Einsiedeln an der heutigen Kämbelgasse⁹² und der «Batstuben Ufendorf an der rinkmüre bi dem Sewe» der Familie Blünis⁹³ an der Torgasse, die alle ans Wasser anstiessen, zu den frühesten, namentlich bekannten Institutionen dieser Art in Zürich. Sicher gab es daneben auch noch weitere Badestuben, wohl auch schon im 13. Jahrhundert, die aber keinen Eingang in eine Urkunde fanden.

Johannes starb wahrscheinlich im Herbst 1333 oder 1334. Letztmals lebend erscheint er im Juli 1333 in einer Ratsurkunde.⁹⁴ Zwei Jahre später war er sicher tot. Am 14. Oktober bestätigte der Geistliche Werner Torwart, dass er vom Kapitel des Grossmünsters zwanzig Mark erhalten habe, um die Pfründe eines vom verstorbenen Johannes von Opfikon gestifteten Altars in der Marienkapelle aufzustocken.⁹⁵ Johannes beziehungsweise seine Witwe Ita hatte also in der Marienkapelle, einer Seitenkapelle des Grossmünsters, die über eine Treppe von dem höher gelegenen Kreuzgang aus zu erreichen war, einen Altar gestiftet, dazu auch die Pfründe für einen Priester.⁹⁶ Als erster Kaplan an diesem Altar, der übrigens dem Namenspatron des Stifters, dem Evangelisten Johannes, geweiht war, amtierte wie gesehen Werner Torwart.⁹⁷ Einer seiner Nachfolger wurde Conrad von Opfikon, vielleicht ein Sohn von Johannes. Am 16. Juli 1375 starb er als Kaplan an diesem Altar – eine Stelle, die er irgendwann nach 1360 übernommen hatte.⁹⁸

Die Marienkapelle, die direkt unterhalb der Michaelskapelle im nordwestlichen Flügel der alten Stiftsgebäude lag und zu der vom Kreuzgang aus zwei Treppen hinunterführten, war ein mit reichen Wandmalereien⁹⁹ ausgestatteter Raum von vierzehneinhalb Meter auf sechs Meter. Den ersten Altar in der Kapelle – ein Marienaltar – hatte 1281 Konrad von der Mure gestiftet.¹⁰⁰ 1336 stattete der Chorherr diesen mit einer ersten Pfründe aus. Nach dem Johannesaltar von 1335 folgte 1402 schliesslich noch ein letzter Altar, welcher der heiligen Dorothea geweiht war. Die Marienkapelle wurde vor allem als Grablege benutzt. 1825 wurde darin durch Zufall die Grabkammer der Familie Meiss entdeckt. Daneben befanden sich hier zahlreiche weitere Gräber – darunter mit grösster Wahrscheinlichkeit auch dasjenige von Johannes, das ihm nach der Stiftung eines Altars und einer Pfründe mit Sicherheit zugestanden war. Schon allein wegen der Nähe zu den Märtyrergräbern von Felix und Regula war das Grossmünster ein bevorzugter Begräbnisplatz.¹⁰¹ Heute existiert der Altar nicht mehr. Zusammen mit den anderen Altären, den Bildern und dem Kirchenschmuck wurde er 1525 während der Reformation



entfernt. Die Marienkapelle wurde später zu einem Weinkeller und 1850 schliesslich abgebrochen.¹⁰²

Witwe Ita von Opfikon und der Ausklang einer Familie

Nach dem Tod ihres Ehemannes lebte Ita das Leben noch über dreissig Jahre das Leben als selbständige bürgerliche Witwe. Weder verheiratete sie sich von neuem noch trat sie in ein Kloster ein, wie das bei adeligen Witwen so oft der Fall war. Für ihren Ehemann richtete sie neben der Altarstiftung noch Jahrzeiten am Fraumünster und im Kloster Engelberg ein.¹⁰³ Zwar reich-

ten die Erträge aus dem von Johannes ererbten Vermögen und aus dem Frauengut, das sie in die Ehe gebracht hatte, für sie allein nicht ganz aus, um ihren gewohnten Lebensstil aufrechtzuerhalten. Wohl deswegen verkaufte sie 1357/58 ihre Liegenschaften am Stüssihof. 1360 veräusserte sie dem Spital zudem noch für drei Pfund ein kleines Gut am Hegibach, das an das Land ihres Bruders, Bürgermeister Rudolf Brun, stiess und darum wohl zu ihrem Frauengut gehört haben dürfte.¹⁰⁴ Auch ihr Anteil an einem Hof in Nöschikon, der nach ihrem Tod 1366 an die Nachkommen ihrer verstorbenen Brüder Jakob und Rudolf ging, dürfte aus ihrer Mitgift stammen.¹⁰⁵ Ihre Jahrzeit wurde fortan im Grossmünster am 25. Januar begangen.¹⁰⁶

Von ihren Kindern ist kaum etwas bekannt. Sohn Johannes wird Ende der 1370er-Jahre noch einige Male im Einnehmerverzeichnis des Rates genannt. 1377 hatte er einem Rudolf Tek dreiunddreissig Schilling ausgeliehen, 1379 einem E. Müller elf Schilling und im selben Jahr schuldete er einem Ülin Brüter fünfzehn Schillinge.

Politisch oder wirtschaftlich scheint er jedenfalls trotz oder vielleicht gerade wegen seiner engen Verwandtschaft zu Bürgermeister Brun keine Rolle gespielt zu haben. Vielleicht war er zu diesem Zeitpunkt gar nicht mehr am Leben. Nach 1362 wohnte nämlich laut den Steuerbüchern direkt gegenüber dem Haus der von Opfikon an der Ankengasse «Heintzen wip von Opfikon und ir kind», das heisst möglicherweise die verwitwete Frau von Heintz beziehungsweise Hans von Opfikon. Das Haus war 1357 neu erbaut worden. Damals wohnte darin ein Johannes von Oerlikon – vielleicht ein Verschrieb in den Steuerbüchern für Opfikon?¹⁰⁷ Vielleicht war «Heintzen wip» dieselbe, die nach dem Tod von Ita Brun 1366 ebenfalls als «die von Opfikon» Besitzerin die Liegenschaft unter den Tillinen am Limmatquai übernahm und diese bis 1417 behielt, jedoch nicht bewohnte.¹⁰⁸ Spätestens ab 1401 jedenfalls lebte eine von Opfikon zeitweise mit ihrer Magd Geri Landmüllerin in einem Haus der



Predigermönche gegenüber der Predigerkirche.¹⁰⁹ Seit Beginn des 14. Jahrhunderts hatte sich die Gegend zwischen der Prediger- und der Chorgasse zu einem eigentlichen Frauenquartier entwickelt. Hier lebten anfänglich vor allem Beginen, seit Mitte des 14. Jahrhunderts auch immer mehr allein stehende Frauen. Obwohl es sich nicht um ein Armenquartier handelte, wohnten hier doch vornehmlich Frauen der unteren Vermögensschichten. Gegenüber der restlichen Stadt war das Quartier durch die Stadtmauer und die westlich und östlich stehenden Klöster abgesichert. Möglicherweise mussten die Frauen wie in vergleichbaren Beginenquartieren in Flandern eine Torwartin passieren, um zu ihren schmalen Häusern zu gelangen.¹¹⁰ Dennoch muss «die von Opfikon» zumindest über einen bescheidenen Wohlstand verfügen haben. 1402 sagte sie nämlich als Zeugin in einem Prozess aus, dass sie von einem Händler namens Lehmann «Bologner sid» (Bologneser Seide) für drei Mark Silber gekauft habe. Dass diese gefälscht war, hatte sie damals nicht bemerkt.¹¹¹

Ein weiterer Sohn war sehr wahrscheinlich der bereits erwähnte «Her Conrad», ein Geistlicher, der von 1360 bis 1375 zeitweise mit seiner namentlich nicht bekannten Schwester und mit seiner Haushälterin im Zürcher Oberdorf wohnte.¹¹² Er starb wie gesehen am 16. Juli 1376 als Kaplan des Johannesaltars am Grossmünster, der von Johannes von Opfikon gestiftet worden war.

Vielleicht zwei Töchter von Johannes und Ita von Opfikon waren die Schwestern Elisabeth und Verena von Opfikon. Erstmals erwähnt wird Verena 1357, als sie zusammen mit drei weiteren Beginen ein Haus am Predigerplatz (Ecke Brungasse) bewohnte. Schon im folgenden Jahr lebte sie in einem Nachbarhaus. Danach wird sie in den Steuerbüchern nicht mehr genannt. Zusammen mit ihrer Schwester Elisabeth erscheint sie erstmals 1389. In diesem Jahr übernahmen die beiden die Betreuung von Rudolf, einem unehelichen, noch unmündigen Sohn des Stadtbürgers Johann Lirer. Als Entschädigung richtete Vater Lirer und seine beiden Brüder Konrad und Heinrich für die beiden Schwestern und den Sohn eine Leibrente ein – sechs Mütt Kernen, das heisst rund zweihundertvierzig Liter entspelzter Dinkel jährlich –, die sie von sechs Hofstätten und einem Rebberg in Fluntern beziehen durften. Im folgenden Jahr – Elisabeth war in der Zwischenzeit anscheinend gestorben – wurde die Vereinbarung erneuert und dahingehend spezifiziert, dass die Familie Lirer die Rente wieder zurückkaufen konnte, wenn Rudolf das fünfundzwanzigste Lebensjahr erreichen oder sterben sollte. Auch beim Tod Verenas sollte die Rente automatisch an die Familie zurückgehen.¹¹³ Wann Verena starb, ist unbekannt. Vielleicht war sie die «Verena de Oppfikon», für die im Kloster Wettingen eine Jahrgeld eingerichtet worden war. Zu diesem Zweck hatte das Kloster zwanzig Gulden erhalten, die den kranken Brüdern zugute kommen sollten.¹¹⁴

Ob auch die in den Steuerbüchern mehrfach erwähnte Guota von Opfikon eine Nachkomme von Johannes und Ita von Opfikon war, muss offen blei-

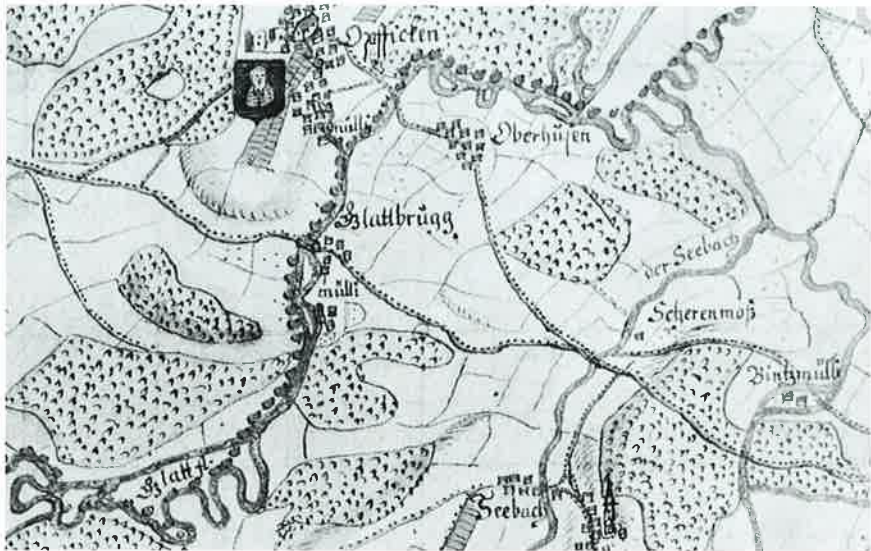
ben. Guota lebte 1371 allein in einem Haus in guter Lage direkt am Zürcher Münsterhof. Auch 1372 und letztmals 1373 wird «Guotas von Opfikon hus» erwähnt. Danach verliert sich ihre Spur.¹¹⁵ Vielleicht war sie es oder die oben erwähnte Verena von Opfikon, die zeitweise im Haus ihres Bruders Kaplan Conrad wohnte.

Bis 1420 waren die Reste des einst so ansehnlichen Besitzes der Familie verkauft. Die letzten Spuren verlieren sich Mitte des 15. Jahrhunderts. 1455 und 1457 lebt als Pfründer im Spital an der heutigen Häringgasse ein gewisser Heini von Opfikon. Im Steuerregister 1461 wird er nicht mehr genannt, wohl weil er in der Zwischenzeit gestorben war.¹¹⁶

Wie eine Familie posthum zum Adel erhoben wird

Faszinierend zu verfolgen ist nun der Weg, wie die einst aus Opfikon in die Stadt ausgewanderte Familie von Opfikon nach ihrem (biologischen oder sozialen) Aussterben in den Adel erhoben wird. Wie bereits zu Beginn der Geschichte gesehen, dürfte der Landvogt Gerold Edlibach knapp fünfzig Jahre nach dem Aussterben der Familie der Erste gewesen sein, der in der Familie die Nachkommen eines alten Ortsadels zu erkennen glaubte. Über den Chronisten Stumpf 1547 wurde die Geschichte ins 17. und 18. Jahrhundert weitgereicht – etwa auch zum Kartographen Hans Conrad Gyger, der in seiner an Detailreichtum kaum zu überbietenden Zürcher Karte von 1667 in Opfikon neben die Kapelle auch eine stilisierte Burgruine und das Wappen der von Opfikon setzte.¹¹⁷

Im 18. Jahrhundert entdeckte auch die Familie Werdmüller die «von Opfikon», nachdem Erhard Dürsteller in seiner 1737 vollendeten «Stemmatologia Tigurina» – dem Zürcher Geschlechterbuch – einen Zusammenhang zwi-



Die mäandrierende Glatt zwischen Oberhusen und Glattbrugg nach der Kantonskarte von Hans Conrad Gyger von 1667. Interessant das Wappen von Opfikon, der Schild der Herren von Opfikon in der gleichen Farbgebung wie in der Wappensammlung von Gerold Edlibach von 1495. Neben die (noch nicht abgebrannte) Kapelle setzte er zudem eine stilisierte Burgruine.

schen den beiden Familien postulierte.¹¹⁸ Das verbindende Glied fand er in der Werdmühle. Ende des 13. Jahrhunderts hatte Rudolf von Opfikon diese an das Kloster Ötenbach vermacht. 1429 verlieh das Kloster die Mühle an einen Otto Werdmüller, woraus Dürsteller schloss, dass dieser ein Nachkomme der Familie von Opfikon sei. Den zu den führenden Familien Zürichs gehörenden Werdmüller war diese Erkenntnis willkommen, verschaffte sie ihnen doch so begehrte adelige Abstammung. Bereits im 17. Jahrhundert hatte ein Mitglied der Familie einen Adelsbrief und ein neues Wappen erworben, das sie aber bald wieder aufgeben mussten.

Rund ein Vierteljahrhundert nach Dürsteller erteilte die Familie dem Zürcher Maler Josias Simmler den Auftrag, Bilder für ihre Ahnengalerie zu malen, darunter auch ein Porträt ihres adeligen Urahnen von Opfikon. Simmler war ein beliebter Porträt- und Blumenmaler, bekannt auch für seine Kupferstiche. Er hatte zuvor unter anderem in Warschau, Düsseldorf, Wien und Konstantinopel gearbeitet, um in den frühen 1750er-Jahren wieder in seine Heimatstadt zurückzukehren.¹¹⁹ Das Bild des Ritters von Opfikon wurde in die Ahnengalerie der Werdmüller in ihrem Stammschloss Elgg gehängt, wo es sich noch heute befindet.¹²⁰

Noch in den Bürgerverzeichnissen von 1864 und 1882 wird zur Familie Werdmüller von Elgg in einem Zusatz auf diesen Zusammenhang hingewiesen: «ehemals genannt von Opfikon, schon 1320» beziehungsweise «ehemals geheissen von Opfikon, schon im 12. Jahrhundert».¹²¹ Dies hing mit den Forschungen ihres Haushistorikers Otto Anton Werdmüller zusammen, der in seiner zehnbändigen Familiengeschichte auch ausführlich auf die «von Opfikon» einging und das Bild der adligen Urahnen noch kräftig ausbaute. Erst 1904 sollte dies vom Winterthurer Historiker Paul Ganz widerlegt werden.

Vielleicht verbirgt sich hinter Otto Werdmüller der Autor O.W., der im 19. Jahrhundert eine Novelle über die Ritter von Opfikon verfasste. Diese diente als Vorlage für das Theaterstück «Der letzte Junker von Opfikon», das wahrscheinlich kurz vor der Jahrhundertwende in Opfikon zur Aufführung kam. Vom Stück konnte bis jetzt lediglich eine Kopie des ersten Doppelblattes mit der Einleitung, dem Rollenverzeichnis und den Handlungsplätzen aufgefunden werden.¹²²

In der Einleitung wird die Geschichte der «Edlen von Opfikon» kurz zusammengefasst. Demnach habe Rudolf Brun 1336 Ratsherr Johann von Opfikon und seine Miträte gestürzt, worauf sich dieser zu seinem noch auf der Burg in Opfikon lebenden Bruder Beatus geflüchtet habe. In der Folge hät-



Kurz nach 1750 nahm die Zürcher Familie Werdmüller den fiktiven Ritter von Opfikon in ihre Ahnengalerie auf. Für das Gemälde wurde der beliebte Porträtmaler Josias Simmler beauftragt. Das Original hängt noch heute im werdmüller-schen Familienschloss Elgg.

ten die beiden Brüder ihren ganzen Besitz dem Kloster Ötenbach überschrieben und 1350 an der Verschwörung gegen Bürgermeister Brun teilgenommen, wo sie auch den Tod fanden. Otto, der Sohn von Beatus, sei nur mit Glück dem Henker entronnen, habe aber zur Strafe auf seinen Adelstitel verzichten müssen. Bis zu seinem Tode habe er das einfache Leben eines Müllers auf der Hinterburg geführt. Er sei damit der Stammvater des hochangesehenen Geschlechts der Werdmüller.

Der letzte Junker von Opfikon.

Die Edlen von Opfikon waren in Zürich verburgrechtet und hochangesehen: sie besaßen dort Grundeigentum (Haus zur Hinterburg und „Werdmühle“). Johann von Opfikon war Mitglied des Rates und wurde nebst seinen Miträten durch Brun zerstört und vertrieben. Sein Bruder Beat, der friedlich auf der Burg (Turm) in Opfikon sass, wurde dadurch ebenfalls in den unheilvollen Zwist hineingerissen und hat sich auch an der Verschwörung von 1350 beteiligt, nachdem er vorher sein Besitztum, um für die Zukunft sich und seine Nachkommen sicher zu stellen, dem Kloster in Ötenbach geschenkt, sich dasselbe aber als erbliches Lehen gegen geringen Zins hatte übertragen lassen.

Nach der Ueberlieferung sollen Johann und Beat in der Zürcher Mordnacht gefallen sein. Des letztern Sohn Otto, der seiner mütterlichen Verbindung wegen an der Verschwörung keinen tätigen Anteil genommen, wurde von Brun gleichwohl des Verrates angeklagt, jedoch durch die Fürsprache mächtiger Gönner vor dem Henkertode bewahrt. Er musste freilich auf den Adelstitel verzichten und besorgte dann als schlichter Bürger die Mühle im Werd. Von ihm soll das später zu hohem Ansehen gelangte Geschlecht der Werdmüller abstammen.

(Nach einer Novelle von O. W.)

Personen:

Ulrich von Bonstetten, Ritter auf Burg Uster.
 Anna, dessen Gemahlin.
 Hans, deren Sohn.
 Beatus, Junker von Opfikon und Bürger von Zürich.
 Elisabeth, dessen Gemahlin, Tochter Jorer von Bonstetten.
 Otto, Sohn des Ritters Beat.
 Hochildis, Tochter desselben.
 Wyss, Junker von Zürich.
 Kuoni, Knappe in der Werdmühle zu Zürich.
 Hans,
 Jörg,
 Heiri,
 Sepp,
 Jakob,
 Kaspar,
 Buedi,
 Felix,
 Bauern von Opfikon.
 Ratsherren, Waffenknechte, Bäuerinnen und Kinder.

Ort und Zeit der Handlung:

1. u. 2. Auftritt im Wohngemach der Burg zu Opfikon. 1336.
3. „ „ auf der Burg Uster. 1337.
4. „ „ in der Burg zu Opfikon. Anfangs 1350.
5. „ „ Dorfplatz in Opfikon. 1350.
6. „ „ zur „Hinterburg“ in Zürich. 23. Februar 1350 (Mordnacht).
7. „ „ Dorfplatz in Opfikon. 1351.

«Der letzte Junker von Opfikon» – unter diesem Titel wurde Ende des 19. Jahrhunderts die Geschichte der Familie von Opfikon aufgeführt. Autor war vermutlich Otto Anton Werdmüller, der Haushistoriker der Familie Werdmüller. Bis auf ein Blatt ging das Theaterstück verloren.

Neben Beatus spielen in diesem Stück auch dessen Frau Elisabeth von Bonstetten, seine Schwiegereltern auf der Burg Uster, sein Sohn Otto und seine Tochter Mechtild sowie verschiedene Bauern von Opfikon eine Rolle. Handlungsorte sind die Burg Opfikon, der dortige Dorfplatz und die Mühle Hinterburg im Zeitraum zwischen 1336 und 1351. Was das Stück nun so interessant macht, ist der Umstand, dass damit Ende des 19. Jahrhunderts eine Brücke zwischen der werdmüllerschen Familientradition und der Opfiker Ortschronistik geschlagen wurde – und in dieser Form erstmals eine grössere Opfiker Öffentlichkeit ihren Adel entdeckte. Der Zeitpunkt erstaunt nicht weiter, erlebte doch in dieser Zeit das Mittelalter eine nie gekannte Konjunktur, in der ganz nebenbei auch die nationale Mythenbildung einem Höhepunkt zustrebte. Es waren vergleichbare Zeitumstände wie in den 1930er-Jahren, als Lehrer Wettstein sich in einer etwas anderen Weise dem ihm so selbstlos erscheinenden Opfiker Rittergeschlecht wieder annäherte.



Die Heimkehr einer Heiligen aus Ungarn

Im Sommer 1988 erhielt das Staatsarchiv in Zürich Post aus Budapest. Absender war Dr. Laszlo Veszprémy, ein Spezialist für mittelalterliche Handschriften an der Universität Budapest:

Sehr geehrter Herr Direktor

Ich bin ein Mitglied der Forschungsgruppe für lateinische Kodexfragmente in Budapest. Während unserer Arbeit haben wir mehrere, miteinander zusammenhängende Fragmente gefunden, die wahrscheinlich aus der Umgebung von Zürich stammen. Die Kodex- und Papierfragmente kamen aus den Deckeln von zwei Büchern zum Vorschein. Ihre Beschreibung lege ich meinem Brief bei. Die Kodexfragmente bestehen aus zwei Teilen, aus den Fragmenten eines Glossars und eines Jahrbuches. Dieses Jahrbuch-Fragment stammt aus Klotten, nicht weit von Zürich. Meine Frage lautet also: Wird in Ihrem Archiv ein Jahrbuch eventuell mit unserem Fragment ergänzt werden können? Die Beschreibung unseres Fragments lege ich diesem Brief bei. Mit derselben Frage habe ich mich schon an die Handschriftensammlung der Zentralbibliothek Zürich gewandt. Sie waren sehr hilfsbereit, aber es hat sich leider herausgestellt, dass dort kein solches Fragment aufbewahrt wird. Ich danke Ihnen im Voraus für Ihre Bemühungen.

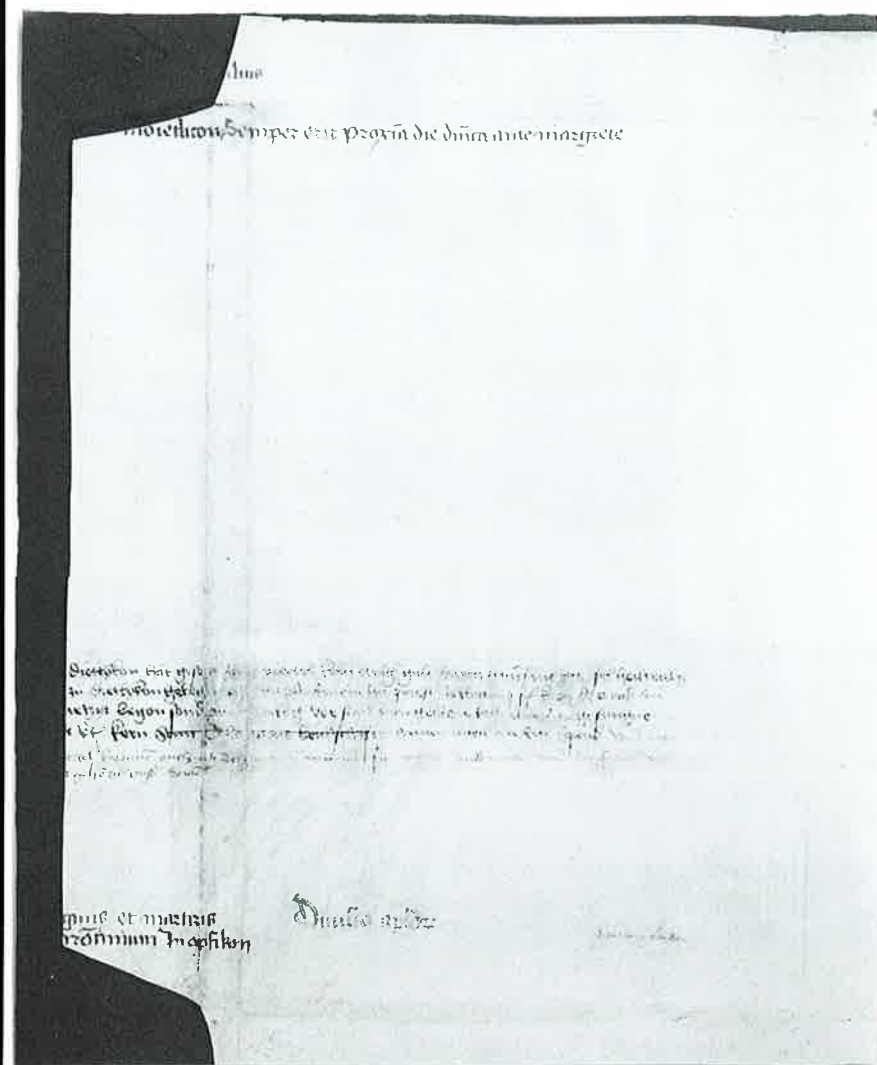
Mit herzlichen Grüßen

Dr. Laszlo Veszprémy, Fö u. 90, H-1027 Budapest, Ungarn

Auch im Zürcher Staatsarchiv konnte der gesuchte Teil des bis dahin unbekanntes Jahrbuchs aus Klotten nicht gefunden werden. Der Fund schien immerhin so interessant zu sein, dass in Ungarn Fotografien des Fundes bestellt wurden, die dann zusammen mit dem Briefwechsel in einem weiter nicht erschlossenen Bestand verschiedener Repros im Archiv abgelegt wurde.¹²³

Im Verlaufe eines Gesprächs des Autors mit dem Opfiker Geschichtsverständigen Robert Moebius im Frühjahr 1998 kam das Gespräch unvermittelt auf die Kapelle von Opfikon. Robert Moebius interessierte sich für das Patrozinium der ehemaligen Kapelle von Opfikon, also für den Heiligen oder die Heilige, denen die Kapelle einmal geweiht worden war. Moebius war nicht der erste, der sich für diese Frage interessiert hatte. Der Historiker Hans Kläui zum Beispiel hatte sie bereits Ende der 1950er-Jahren im Zusammenhang mit seinen Recherchen zu den Patrozinien in der Grosspfarre Klotten gestreift, dabei aber keine Antwort gefunden.¹²⁴ Ein Jahrbuch oder etwas Ähnliches für eine Kapelle zu finden, wie es Robert Moebius vorschwebte, schien mir unmöglich, kannte ich doch solche Quellen nur für grössere geistliche Institutionen. Falls nicht bei Arnold Nüscherer etwas zu finden sei, der

bis 1873 in einer grossen Fleissarbeit die Geschichte ungezählter Kirchen und Kapellen in der Schweiz¹²⁵ zusammenstellte, – so meine damalige Antwort –, so könne ich mir eine Lösung dieser Frage eigentlich nicht vorstellen.



Die Kapelle von Opfikon war der heiligen Margaret von Antiochia geweiht. Dies zeigt der Eintrag im Jahrbuch von Kloten aus dem 14. Jahrhundert zum 15. Juli (unten links). Der damalige Priester in Kloten hielt darin fest, dass an diesem Tag der Teilung der Apostel («divisio apostolorum») und der Jungfrauen und Martyrer («virgines et martires»), der gleichzeitig auch Namenstag der heiligen Margaret war, der Beschützerin der Opfiker Kapelle («patrocinium in Opfikon») zu gedenken sei.

Wenige Tage nach dem Gespräch mit Robert Moebius traf ich im Zürcher Staatsarchiv einen Studienfreund, Urs Amacher, der zu jener Zeit im Auftrag dieses Archivs Regesten der dort liegenden Quellen aus dem Zeitraum 1385 bis 1400 zusammenstellte, dies in Fortsetzung des Zürcher Urkundenbuches, das 1336 endet.¹²⁶ Beim Kaffee erzählte er mir ganz beiläufig, dass er vor kurzem auf ein Jahrzeitbuch von Kloten gestossen sei, in dem nicht die grossen Stiftungen Adliger und reicher Bürger, sondern vielmehr von einfachen Leuten aufgezeichnet seien. Auch Opfikon werde darin erwähnt. Das Dokument war Amacher besonders aufgefallen, weil er, der damals noch in Kloten wohnte, wiederholt zur Klotener Geschichte publiziert hatte. Mein Interesse jedenfalls war geweckt.



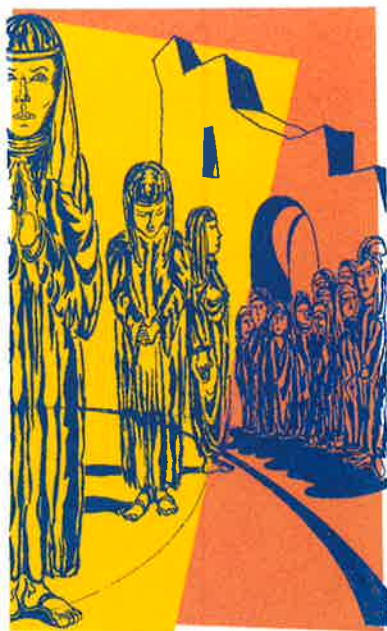
Die Suche im Archiv nach dem fraglichen Dokument gestaltete sich schwieriger als erwartet. Auf Anhieb konnten die Archivangestellten nichts finden. Erst nachdem sich der stellvertretende Staatsarchivar, Hans Ulrich Pfister, einen Nachmittag lang durch die Akten gekämpft hatte, tauchte das fragliche Mäppchen endlich wieder auf. Darin lagen der zitierte Brief aus Budapest, Durchschläge der Antwortschreiben aus Zürich, eine Beschreibung der gefundenen Dokumente sowie Fotografien und Kopien der gefundenen Jahrzeitbuchfragmente – zwei Doppelblätter mit entsprechend acht Seiten.

Der Schrift nach zu schliessen war das Klotener Jahrzeitbuch im Verlaufe des 14. Jahrhunderts, wahrscheinlich zwischen 1325 und 1375, angelegt worden. Auf den ersten Blick erinnert vieles an eine moderne Agenda und ganz ähnlich war auch die Funktion des Buches. Der damalige Priester in Kloten trug auf jeder Seite am oberen Rand den Monatsnamen und darunter auf immer derselben Höhe vier Daten ein, und zwar so, dass zu jedem Tag genügend Raum für spätere Bemerkungen blieb. Die einzelnen Daten wurden wie in der Kirche üblich in römischer Notation mit Kalenden und Iden festgehalten, daneben die kirchlichen Hochfeste, beziehungsweise die Namen der Heiligen, denen an diesem Tag gedacht werden sollte. Das Fragment umfasste die Zeit von Ende Juni bis Mitte Juli und fast den ganzen Monat August.¹²⁷

Nachfolger des Priesters, der den Kalender geschrieben hatte, trugen, wie das Schriftbild vermuten lässt, in der Zeit um 1400 unter den entsprechenden Daten verschiedene Jahrzeitstiftungen ein, womit sie zur rechten Zeit an die zu lesende Messe erinnert wurden. Wie war ich bei der ersten Durchsicht erstaunt, als ich darunter auch den folgenden Eintrag fand:

doch eine Verbindung zwischen Opfikon und der gleichnamigen Zürcher Bürgerfamilie, wenn auch nur in der Verehrung eines ihrer Mitglieder in deren einstigen Heimat?

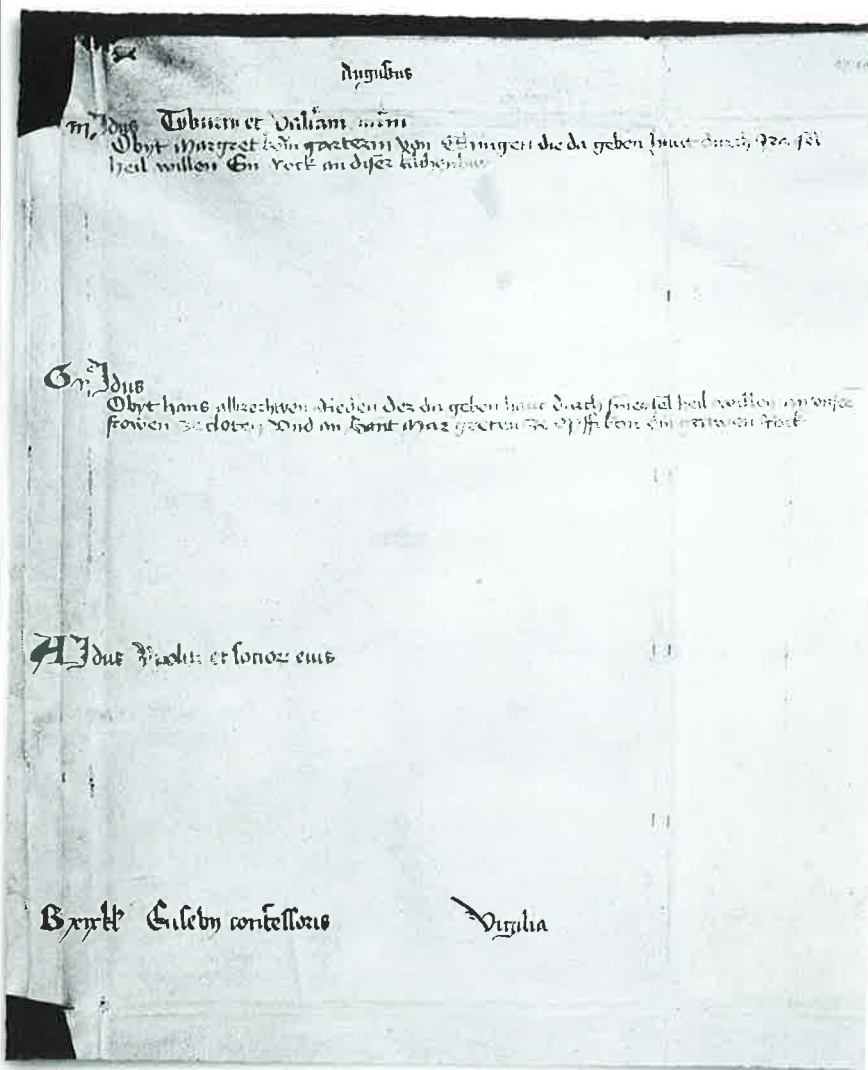
Dies wäre zu schön gewesen. Zweifel regten sich: Hiess die Tochter Rudolfs, die nach ihrem Tod einer Mitschwester als Heilige erschien, nicht Mechthild? Und – so, wie der Eintrag formuliert und Jahrzeitstiftungen in der Regel angelegt waren, konnten mit den Frauen zu Kloten und der heiligen Margaret zu Opfikon eigentlich unmöglich Personen, sondern nur Kirchen oder allenfalls einzelne Altäre gemeint sein. Mit «unser Frau zu Kloten» wird die Pfarrkirche in Kloten angesprochen, die, wie schon Kläui vermutete, dem Schutz der Gottesmutter Maria unterstellt war und mit «Sankt Margret» demnach die Kapelle in Opfikon, die offensichtlich dieser Heiligen – «unserer» Margaret von Opfikon? – geweiht war.



Eine nähere Durchsicht des „Jahrzeitbuchs“ brachte bald die Klärung, da die heilige Margret darin noch in weiteren Einträgen erscheint, unter anderem auch im Datumseintrag für den 15. Juli. An diesem Tag wird an die «divisio apostolorum», (die Trennung der Apostel), an «virgines et martires», (Jungfrauen und Märtyrer) und an das «Ipatrocinium in Opfikon» (die Kapellenheilige in Opfikon) gedacht. Ein Blick in die Heiligenkalender zeigt, dass dies nicht nur in Opfikon oder im Bistum Konstanz der Fall war, sondern dass fast in ganz Europa am 15., 16. oder am 20. Juli die heilige Margaret von Antiochia verehrt wurde.

Die heilige Margaret von Antiochia war eine der vierzehn Nothelferinnen. Zusammen mit der heiligen Barbara und der heiligen Katharina gehörte sie zu den «virgines capitales», den Jungfrauen, welche die höchste Achtung genossen. Nach der Legende wurde Margaret in der zweiten Hälfte des 3. Jahrhunderts als Tochter eines Heiden in Antiochia geboren. Durch ihre Amme fand sie zum Christentum, worauf ihr Vater sie beim römischen Statthalter verzeigte. Wegen ihrer Schönheit bot dieser ihr an, sie zu heiraten, was sie aber ablehnte. Auch weitere Avancen des Statthalters wehrte sie ab. Er liess sie darauf foltern und im Jahr 305 schliesslich enthaupten. Im Gefängnis, so wird erzählt, sei ihr noch ein Drache erschienen, den sie aber mit dem Kreuz vertrieben habe.¹²⁸

Die heilige Margaret genoss gerade in bäuerlichen Kreisen besondere Verehrung, da auf diesen Tag oft der Beginn der Getreideernte angesetzt wurde. Dies dürfte auch der Grund sein, warum die kleine Kapelle in Opfikon gerade dieser Heiligen geweiht worden ist.



Einen grauen Rock für die Margaretenkapelle in Opfikon und die Marienkirche in Cloten. Mit diesem kleinen Legat (2. Eintrag von oben) sorgte um 1400 ein Hans Albrecht von Rieden dafür, dass nach seinem Tod jeweils am 16. August für sein Seelenheil gebetet wurde – gleich einem Adeligen, welcher der Kirche zu diesem Zweck Ländereien und Häuser vergab.

Augustus

In die Wochen et Wiliam in dem
Obit Margret zu Opffikon von Riedingen die da geben hant durch siner sel
heil willen Ein rock an dizez kirchen

Gr. Idus

Obit Hans Albrechten Rieden der da geben hant durch siner sel heil willen an unser
frowen ze Cloten und an Sant Margreten ze Opffikon ein grauen rock

Idus Augusti et sonoz eius

Beyt. Eulebn confessoris

Vigilia

Obit Hans Albrecht von Rieden der da geben hant durch siner sel heil willen an unser frowen ze Cloten und an Sant Margreten ze Opffikon ein grauen rock.

An den zweiten Iden des August, dem 16. August nach heutiger Zählung, sollte demnach einem Hans Albrecht von Rieden gedacht werden, der «unser Frowen ze Cloten» und «Sant Margreten ze Opffikon» einen grauen Rock hinterlassen hatte. Die heilige Margarete zu Opfikon – war damit etwa die Tochter Rudolfs von Opfikon gemeint, die in den 1290er-Jahren mit ihren beiden Schwestern ins Zürcher Kloster Ötenbach eingetreten war und nach der Tradition des Klosters zu den Heiligen aufgestiegen war? Bestand damit

rezykliert, etwa zum Auslegen von Schubladen oder wie im vorliegenden Fall durch einen Buchbinder zum Ausstopfen eines Buchdeckels. Spätestens in den 1970er- und 1980er-Jahren wurden weltweit auch Bibliotheken auf diesen Vorgang aufmerksam und gingen darum systematisch daran, ihre alten Bestände nach solch seltenen Überresten abzusuchen – auch in Budapest.

Als Robert Moebius vom überraschenden Fund hörte, war er begeistert und überglücklich. Ein Problem, das ihn so lange beschäftigt hatte, war unvermittelt und so überraschend gelöst worden. Dies war nur dank einer ganzen Reihe von Zufällen möglich, angefangen bei einem Jahrzeitbuch, das nach der Reformation nicht fortgeworfen, sondern als Stopfmateriale weiterverwendet wurde, über ein Trägerbuch, das vierhundert Jahre überdauerte, ein Forscherteam in Ungarn, das die Blätter wieder entdeckte und der Geschichte dieses Fundes nachging, bis zu einem ebenso gewissenhaften Historiker, der im Rahmen seines Editionsprojektes für das Staatsarchiv auch weitgehend unerschlossene Bestände sichtete ... und bis zu einer Tasse Kaffee im richtigen Moment.



Auch die Patrozinien anderer Kapellen werden durch das Jahrzeitbuch entschlüsselt: Die Kapelle in Wallisellen war dem heiligen Bischof Ulrich von Augsburg geweiht, die Kapelle von Rieden wahrscheinlich dem heiligen Bartholomäus, weil das Patrozinium jeweils am Sonntag vor dessen Namenstag gefeiert wurde, die Kapelle in Dietlikon dem Martyrer Kilian und seinen Gefährten. Nach den Patrozinien- und Stiftungseinträgen zu schliessen, standen in der Kirche in Kloten neben dem Hauptaltar noch mindestens zwei weitere Altäre: im linken Schiff ein Bartholomäusaltar und vermutlich gegenüber ein Sebastiansaltar. Aus einer weiteren Stiftung ergeben sich sogar bescheidene Informationen zur Ausstattung der Kapelle in Opfikon und der Pfarrkirche in Kloten: Ein Johannes von Bassersdorf übergab dem Priester in Kloten ein Pfund Haller, damit jeweils am 5. Juli die Jahrzeit für eine Anna Haffnerin, der Frau Hans Birchers, und deren drei Töchter Annli, Gretli und Elsi gelesen werde. Für das gestiftete Geld liess die Kirche zwei «Brust Bildnis» anfertigen, die am Sebastiansaltar in Kloten und in der St. Margretenkapelle aufgestellt wurden. Es dürfte sich dabei um Darstellungen dieser Heiligen gehandelt haben.

Ein Rätsel aber blieb. Wie kamen Teile eines Jahrzeitbuches in den Deckel eines Buches in einer ungarischen Bibliothek? Das Werk war 1603 in Zürich gedruckt worden. Es handelt sich um eine Schrift des Zürcher Pfarrers und Theologen Rudolf Wirth, genannt Hospisan, mit dem Titel «De Templis, hoc est de origine progressu, usu et abusu templorum» – einer historisch-theologischen Abhandlung über den Ursprung und die Entwicklung von Tempeln und Gotteshäusern. War das Buch vielleicht, wie Moebius vermutete, während den Kriegswirren von 1799 bis 1802 nach Ungarn verschleppt worden?¹²⁹ Dies ist nicht sehr wahrscheinlich, erfolgte doch der Abzug der alliierten Truppen so überstürzt, dass diese weit wichtigeres Material in der Schweiz zurücklassen mussten. Nach dem Ex Libris hatte das Buch einst einem Johann Heinrich Faesi gehört – möglicherweise demselben Faesi, der 1711 Diakon am Zürcher Grossmünster war. Nach dessen Tod 1734 dürfte seine Bibliothek wohl aufgelöst und über den antiquarischen Handel schliesslich via Wien nach Budapest gelangt sein.

Dass alte Pergamente zum Ausstopfen von Buchdeckeln verwendet wurden, ist dagegen nicht ungewöhnlich. Beim Druck des Zürcher Buches waren mehr als fünfundsiebzig Jahre seit der Reformation vergangen. Das Jahrzeitbuch von Kloten hatte schon längst ausgedient. Anstatt die alten Pergamente wegzuerwerfen, wurden sie



Literaturverzeichnis und Quellenangaben

- 1 Graf, Markus: *Das jungsteinzeitliche Steinkistengrab vom Rietgraben in Opfikon*, *Historisches Neujahrsblatt Opfikon* 1994; *Geschichte des Kantons Zürich*, Bd. 1, Zürich 1995, 45; TA, NZZ und Zürcher Unterländer 23.1.1998.
- 2 Kläui, Hans, *Von den Spuren erster Ansiedlung bis zur heutigen Gemeinde, Opfikon, Glattbrugg, Oberhausen einst und jetzt*, Glattbrugg 1969, 7.
- 3 *Urkundenbuch der Stadt und Landschaft Zürich*, Bd. 1, Zürich 1888 (ZUB), Nr. 303.
- 4 Hoepfer, Michael, *Guter Boden oder verkehrsgünstige Lage*, in: *Die Alamannen*, 243–269.
- 5 *Zu Opfikon und Oberhausen: Kläui, Hans, Von den Spuren erster Ansiedlung bis zur heutigen Gemeinde, Opfikon, Glattbrugg, Oberhausen einst und jetzt*, Glattbrugg 1969, 7 f. *Einen allgemeinen aktuellen Überblick über den Forschungsstand bietet Windler, Renate, Von der Spätantike zum Frühmittelalter*, in: *Geschichte Zürich*, Bd. 1, Zürich 1995.
- 6 Rösch, Manfred, *Ackerbau und Ernährung*, in: *Die Alamannen, Ausstellungskatalog, Stuttgart* 1997, 323–330.
- 7 ZUB 1.303.
- 8 ZUB 1.276.
- 9 *Ein Hinweis darauf, dass die beiden Höfe, auch wenn dies in der Bestätigungsurkunde nicht ausdrücklich gesagt wird, im Besitz Rudolfs von Fluntern gewesen sein könnte, ergibt sich aus dem Umstand, dass 1155 eine Berta zusammen mit ihrem Mann Gerung und ihren Kindern den Augustinerchorherren Güter im nahe gelegenen Wallisellen, in Bassersdorf und im Winkel stiften. Berta könnte mit der gleichnamigen Tochter Rudolfs von Fluntern identisch sein und diese Güter in die Ehe eingebracht haben.* ZUB 1.308.
- 10 Vogt, Emil, Meyer, Ernst und Peyer, Hans-Conrad, *Zürich von der Urzeit zum Mittelalter*, Zürich 1971, 186–188. *Helvetia Sacra* Abt. III, Bd. 1.1, *Frühe Klöster, die Benediktiner und Benediktinerinnen in der Schweiz*, Bern 1986, 56 f.
- 11 ZUB 1.319.
- 12 *Das Habsburgische Urbar*, hg. von Rudolf Maag, Peter Schweizer und Walther Glättli (= QSG 14, 15/1 und 15/2), Basel 1894–1906, Bd. 1, 245, Bd. 2.1, 65 und 405.
- 13 Kläui, Hans, *Von den Spuren erster Ansiedlung bis zur heutigen Gemeinde, Opfikon, Glattbrugg, Oberhausen einst und jetzt*, Glattbrugg 1969, 10 f.
- 14 *Gemeindearchiv Opfikon, A24. Ediert in Abschriften von Zürcher Rechtsquellen, Opfikon (StAZH Df 6.6 Opfikon) und sprachlich aktualisiert und kommentiert in: Otto Sigg, Die Öffnung von Opfikon, um das Jahr 1450*, in: *Historisches Neujahrsblatt Opfikon* 1987 (mit Faksimile).
- 15 *Urkundenregesten Zürich*, Bd. 2, Nr. 2447; Original: StAZ C II 1, Nr. 380a; Abschrift vom 24.3.1389: StAZH W 1 514. *Ein vergleichbarer Fall ist auch aus Unterendingen im Surbtal bekannt: Meier, Bruno und Sauerländer, Dominik, Das Surbtal im Spätmittelalter*, Diss. phil. I Uni Zürich, Aarau 1995, 194 f.
- 16 StAZH G I 134.4.
- 17 StAZH G I 134.1.
- 18 StAZH C II 1, Nr. 432a.
- 19 StAZH Handschriftliche Sammlung Zürcher Rechtsquellen, Df. 6.7, 13.7.1546
- 20 *«Quellenwerk zur Entstehung der Schweizerischen Eidgenossenschaft, Abt. 2, 4. Bde., Aargau 1941–1957: Einkünfteverzeichnis Engelberg 1184/90; 23 Mütt Kernen (Dinkel), 6 Mütt Hafer, 3 ½ Mütt Schmalsat und 3 ½ Schilling.»*
- 21 ZUB 3.927.
- 22 ZUB 8.2772.

- 23** Urkundenregesten Zürich, Bd. 1, Nr. 1933 und 1936 (1369); ebenda, Bd. 2, Nr. 2705 (1380 und Nr. 2907 (1385).
- 24** Allgemeines helvetisches eydgenössisches oder schweizerisches Lexicon in alphabetischer Ordnung, 20 Bde., Zürich 1747–1765.
- 25** Stumpf, Johann, Gemeiner loblicher Eydgenossenschaft Stetten, Landen und Völckeren Chronick würdiger thaaten beschreibung ..., Das sechsst Buch dem anderen teil Helvetiae, wie das in der sechssten Landtafel furgebildet wirt, Zürich 1547, 127r.
- 26** Das Buch wird heute im Zürcher Staatsarchiv aufbewahrt, StAZH W 3.21. Zum Wappenbuch und dessen Hintergrund siehe auch Archiv für Heraldik 1926, 116–120. Näheres zu Edlibach findet sich u.a. bei Dütsch, Hans-Rudolf, Die Zürcher Landvögte von 1402–1798 – Ein Versuch zur Bestimmung ihrer sozialen Herkunft und zur Würdigung ihres Amtes im Rahmen des zürcherischen Stadtstaates, Zürich 1994.
- 27** StAZH W 3.21, p. 297. Neben den Wappen finden sich in diesem Band auch verschiedene Legenden, kabbalistische Spielereien oder beispielsweise eine der ältesten bekannten Comicszeichnungen in unserem Raum – die Darstellung einer Tafelszene, bei der die Worte der einzelnen Personen in Sprechblasen wiedergegeben werden. Der inoffizielle Charakter des Bandes wird durch dessen vielfältigen Inhalt unterstrichen.
- 28** Opfikon wurde erst 1958 zu einer selbstständigen Kirchgemeinde.
- 29** StAZH E III 63.27, p. 9.
- 30** Zürcher Urkundenbuch, hg. von einer Kommission der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich, 13 Bde., Zürich 1888–1952, (ZUB) Bd. 6 Nr. 2180. Dürsteler, Erhard, Stemmatologia Tigurina – Das ist Zürchisches Geschlechterbuch, Zentralbibliothek Zürich Ms E16–29. Das die von Opfikon 1290 auch die Wermühle an Ötenbach vergaben, ist durchaus möglich. Eine entsprechende Übertragungsurkunde ist zurzeit jedoch nicht auffindbar. Rudolf von Opfikon hatte die Mühle 1276 von Rudolf von Biber erworben (ZUB 4.1561). Vgl. dazu auch Weisz, Leo, Die Wermüller, Zürich 1949, 343–351.
- 31** Allgemein zu Zehntrechten: Constable, Giles, Monastic Tithes from their Origin to the Twelfth Century, Cambridge 1984; Gmür, Rudolf, Der Zehnt im alten Bern, Bern 1954.
- 31** Gemeinearchiv Opfikon A4 (4.12.1527).
- 33** Wettstein, Hermann, Chronik der Kirchgemeinde Kloten, herausgegeben als Festschrift zur Feier des 150-jährigen Bestehens der neuen Kirche, 1786–1936, Bassersdorf 1936, 31.
- 34** Zentralbibliothek Zürich, Handschriftenabteilung, MS P149 und FA Wermüller MS J69. Dazu auch Kläui, Paul, Die Herkunft der Familie Wermüller von Zürich, In: Zürcher Monatschronik (1937), 107–109.
- 35** Nach Weisz, Leo, Die Wermüller, Zürich 1949, 344.
- 36** Hartmann, Georg, 400 Burgen um Zürich, Zürich 1968, 47. Der Opfiker Stadthistoriker Robert Moebius vermutete 1998 die Burg im Brunnerhaus am «Chappelerain»; Stadt-Anzeiger, 30.12.1998.
- 37** Edition: Heinrich Brennwald Schweizerchronik [= Quellen zur Schweizer Geschichte, NF Abt. 1, Bd. 1], hg. von Rudolf Luginbühl, 1. Bd., Basel 1908, 110.
- 38** Ebenda, 108, Anm. 3.
- 39** ZUB 2.529.
- 40** Allgemein zur Geschichte der Bettelorden in Zürich: Wehrli-Jones, Martina, Stellung und Wirksamkeit der Bettelorden in Zürich, in: Elm, Kaspar (hg.), Stellung und Wirksamkeit der Bettelorden in der städtischen Gesellschaft, Berlin 1981, 77–84. Zu Ötenbach: Halter, Annemarie, Geschichte des Dominikanerinnenklosters Ötenbach in Zürich 1234–1525, Diss. phil. I Zürich, Winterthur 1956.
- 41** Quellen zur Zürcher Wirtschaftsgeschichte, Nr. 518 (25.6.1402).

- 42** *Ita von Opfikon ist bis 1363 belegt. Urkundenregesten des Staatsarchiv des Kantons Zürich (Urkundenregesten), Bd. 1, Nr. 1669. Zu ihr und ihrer Familie auch: Lässner, Martin, Der Zürcher Stadtadel 1330–1400, Lizentiatsarbeit Historisches Seminar der Universität Zürich, unveröff. Manuskript, Zürich 1989, 30.*
- 43** *Die Steuerbücher von Stadt und Landschaft Zürich des 14. und 15. Jahrhunderts, 9 Bde., Zürich 1918–1958, (Steuerbücher), Bd. 2,3, 89 und 174.*
- 44** *Dies geht aus einem Eintrag im Jahrzeitenbuch des Grossmünsters hervor, nach dem aus dem Ertrag des Hauses von Johannes jährlich ein Zins an das Chorherrenstift geleistet wurde, wofür jeweils am 25. Januar eine Messe für sie gelesen wurde. Monumenta Germaniae Historica. Necrologia Germaniae Tomus 1, Dioeceses Augustensis, Constantiensis, Curiensis, hg. von Franz Ludwig Baumann, Berlin 1888, (MGH Necro 1), 553.*
- 45** ZUB 6.1561.
- 46** ZUB 13.1896a.
- 47** Siehe oben, Anm. 35.
- 48** *Stiftung an die Kaplaneienstiftung der Wasserkirche 1284, ZUB 13.1896a.*
- 49** *Ebenda in einem vermutlich um das Jahr 1306 entstandenen Nachtrag.*
- 50** ZUB 5.1901 (1284).
- 51** ZUB 6.2192.
- 52** *ZUB 7.2501. Bei der Übertragung des Hofes Mettmenhasli an Ötenbach 1299 holte Rudolf auch noch das Einverständnis der Witwe seines Bruders (?) Heinrich ein, sodass wohl davon ausgegangen werden kann, dass dieses schon von einer früheren Generation erworben worden war.*
- 53** *ZUB 6.2181 (Dällikon und Bachenbülach). Der Hof in Bachenbülach könnte aus dem Besitz der Freiherren von Tengen stammen, die in diesem Raum begütert waren und Ende des 13. Jahrhunderts in grossen wirtschaftlichen Schwierigkeiten steckten.*
- 54** ZUB 6.2127 und 2128.
- 55** *ZUB 5. 1938, 1939, 1940, 1966, 1974, 2003 (1285–1287); ZUB 6. 2009, 2038, 2176, 2213, 2251, 2291, 2304, 2305, 2307, 2315, 2316, 2349, 2392, 2395 (1288–1296); ZUB 7. 2533, 2620, 2623, 2628 (1300–1302). Siehe auch: Die Zürcher Ratslisten 1225–1798, bearb. von Werner Schnyder, Zürich 1962.*
- 56** *Sablonier, Roger, Adel im Wandel, Göttingen 1979, 123 f.*
- 57** ZUB 6.2112.
- 58** ZUB 5.1901.
- 59** ZUB 6.2180.
- 60** ZUB 6.2181. MGH Necro 1, 558.
- 61** MGH Nekro I, 555.
- 62** ZUB 6.2180.
- 63** *Halter, Annemarie, Geschichte des Dominikanerinnenklosters Ötenbach in Zürich – 1234–1525, Diss. phil. I Zürich, Winterthur 1956, 84 f.*
- 64** *Ebenda, 107 f., 184.*
- 65** *Zeller-Werdmüller, Heinrich (hg.), Die Stiftung des Klosters Ötenbach und das Leben der seeligen Schwestern daselbst – Aus der Nürnberger Handschrift, in: Zürcher Taschenbuch 1889, 273 f.: «Do pat heilige swester Elisabeth von Oye gar ernstlichen für si und manet unsern herrn ires herten lebens und ir armut, in der si lange zeit got mit fleiss gedienet het. Do ward ir geantwurtet: si ist eingetragen in die verporgene triskammer meiner götlichen drivatikeit. Si ist offenbar worden und vernaturet ze spiegellicher gesicht vor den augen meiner*

magenkraft. Die dürre ist ze marg worden und ir iamer ze spilender frewd in dem widerpolck meiner götlichen natur. Der innersten gehörde ir sel hab ich ein geleitet den spilenden harpfen klank meines ewigen wortes. Als miniklichen mir alle zeit ze trinken ist von den plut giessenden waggüssen meines gecreuzigeten sunes, als brünnende was mein türst nach der spilenden gegewürtikeit ir sel.»

- 66** ZUB 7.2685.
- 67** MGH Necro 1, 542 und 567.
- 68** Ebenda, 553.
- 69** ZUB 11.4255.
- 70** ZUB 11.4115.
- 71** ZUB 11.4125.
- 72** ZUB 11.4108.
- 73** ZUB 9.3589.
- 74** Als Anstösser genannt in einer Jahrzeitstiftung zuhanden des Grossmünsters, MGH Necro 1, 571.
- 75** 1322 wird das «Johans Gut von Opfikon» als Anstösser an einen Rebberg zu Riesbach genannt; ZUB 10.3769. Im selben Jahr forderte der Rat alle Miträte auf, Johann von Opfikon, der auf seinem «Gut zu Flün» an der heutigen Flühgasse in Riesbach im Streit mit seinem Nachbarn Ruedi von Flün lag, zu «schirmen», d.h. zu schützen und zu unterstützen; Die Zürcher Stadtbücher des 14. und 15. Jahrhunderts, hg. von Heinrich Zeller-Werdmüller und Hans Nabholz, 3 Bände, Zürich 1899–1906, Bd. 1, Nr. 76.
- 76** 1376 besaßen Ulrich Manesse und seine Frau Anna Brun in Albrisrieden Reben, genannt «der von Opfikon Reben». Wahrscheinlich stammten diese aus dem Erbe von Ita Brun, der Frau von Johannes; Urkundenregesten 2, 2444. Ita hinterliess daneben u.a. auch einen Acker im Stadelhofen, der früher Heinrich von Kloten gehört hatte, aus dessen Ertrag sie eine Jahrzeit für einen Presbyter Rudolf finanzierte. Nachdem kein Geistlicher dieses Namens in der Familie Brun zu finden ist, könnte dieser auch in der Familie von Opfikon gesucht werden (ein weiterer Sohn oder ihr Schwager?); MGH Necro 1, 585.
- 77** Für die Jahrzeit von Johannes von Opfikon bezog das Grossmünster einen Zins von einem Weinberg in Kusen bei Künsnacht («vinea sita in Chonsheim»), MGH Necro 1, 583. In Kusen besass übrigens auch die Familie Thia Reben, ZUB 10.3660.
- 78** 1321 verkaufte Johannes den Johannitern von Bubikon für 90 Pfund eine in Goldbach im Bühl gelegene Hofstatt mit Reben; ZUB 10.3754.
- 79** ZUB 10.3635.
- 80** So zum Beispiel das Zürcher Fraumünster; dazu: Köppel, Christa, Von der Äbtissin zu den gnädigen Herren, Untersuchungen zu Wirtschaft und Verwaltung der Fraumünsterabtei und des Fraumünsteramts in Zürich 1418–1549, Diss. phil. I Zürich, Zürich 1991.
- 81** Als letzter Zeuge: «Heinrich, des vorgenannten Johanses von Oppfinkon knecht»; ZUB 11.4125.
- 82** ZUB 11.4107. Über die Hintergründe des Streits schweigt sich die Urkunde aus. Ein Zusammenhang mit dem Haus am Rennweg und dem Hof in Dällikon ist aber naheliegend.
- 83** ZUB 11.4125.
- 84** Die Kunstdenkmäler des Kantons Zürich, Bd. 5.2., Zürich 1949, 204–206.
- 85** ZUB 9.3303.
- 86** Die Zürcher Stadtbücher des 14. und 15. Jahrhunderts, Bd. 1, Nr. 186.
- 87** Steuerbücher 2.1, 125, 217, 294, 372. Der Nordteil des Hauses wurde offenbar abgebrochen. Ab 1417 erscheint er wieder als «Hus zu dem Storchen».

- 88** 1332 wird Johannes von Opfikon als Anstösser genannt; ZUB 11.4457. In den Steuerbüchern erscheint das Haus 1357 und 1362; Steuerbücher 1, 20 und 119. Die Übertragung ist die letzte urkundlich überlieferte Handlung von Ita von Opfikon; Urkundenregister 1, 1669.
- 89** Steuerbücher 1, 20. Damals lebten im Haus Schwester Elli von Glarus, Ita von Sarmensdorf, Karina Zolliner und als einziger Mann ein Rüdi Probst. Auch in den umliegenden Häusern lebten damals sehr viele Frauen.
- 90** ZUB 9,3551
- 91** ZUB 11,4093.
- 92** ZUB 7,2679 und ZUB 8,3031 (1310).
- 93** ZUB 8,2884.
- 94** ZUB 11,4518.
- 95** ZUB 11,4671.
- 96** Im grossen Diplomatar des Grossmünsters ist ein wohl Ende des 14. Jahrhunderts angelegtes Einkünfteverzeichnis des Johannesaltars überliefert (StAZH, G I 94, p. 190r): Abgaben flossen demnach vorerst von folgenden Gütern: Von einem Hof in Niederaltstetten, von der so genannten «Flögenwis» in Rieden (wahrscheinlich Albrisrieden und nicht Rieden bei Opfikon), von den in Arn (Horgen) am Albis gelegenen Schödeller und Schulmeistergütern, von einem Hof «Büel» im Kirchspiel Bülach, von den Rebbergen «zu dem Wäg» in Höngg und «Buchorns Reben» in Feldmeilen und von einem Haus in der Neustadt. Ein Teil dieser Güter stammt sicher aus der Stiftung von Johannes von Opfikon, so wahrscheinlich der Hof in Niederaltstetten, wo bereits Rudolf von Opfikon begütert war (ZUB 13.1896a). Inwieweit dies auch für die weiteren Einträge gilt, muss offengelassen werden.
- 97** Dass nicht Johannes selbst, sondern seine Witwe den Altar errichten liess, geht aus einer Urkunde von 1363 hervor, als Johannes von Mure einen Rebberg in Meilen an diesen Altar stiftete; C II 1 Nr. 342a. Das entsprechende Regest in den Urkundenregesten 1, 1567 ist insofern irreführend, als von einer Stiftung an Marienaltar in der Kirche selbst gesprochen wird. 1349 wird er erstmals als Johannesaltar bezeichnet; Zentralbibliothek Zürich, Handschriftenabteilung, Ms. C 10, p. 40v und 73 v.
- 98** MGH Necro 1, 572. 1360 hatte ein Heinrich Elhorn die Pfründe inne, nach ihm 1380 ein Johannes Zoller; Meyer, Andreas, Zürich und Rom, Ordentliche Kollatur und päpstliche Provisionen am Frau- und Grossmünster 1316–1523, Diss. phil. I. Zürich, Zürich 1986, 280, 556 und 560.
- 99** 1844 nahm A. Wegmann Pläne der Kapelle auf (Zentralbibliothek Zürich, AGZ II 129, III 116), während Franz Hegi Kopien der Wandgemälde anfertigte (ZB AGZ F.Hegi, III 104–106). Gutscher ordnet die Wandmalereien stilistisch in die Zeit um 1320 ein; Gutscher, Daniel, Die Wandmalereien in dem ehemaligen Chorherrengebäude am Zürcher Grossmünster – ein verlorener Freskenzyklus der Manesse-Zeit, in: Unsere Kunstdenkmäler 30 (1979), 164–179.
- 100** ZUB 5.1844 und 1896.
- 101** Zu den Bestattungen im Grossmünster und Umgebung: Illi, Martin, Wohin die Toten gingen – Begräbnis und Kirchhof in der vorindustriellen Stadt, Diss. phil. I Zürich, Zürich 1992, 48f.
- 102** Zum Bau und zur Baugeschichte: Gutscher, Daniel, Das Grossmünster in Zürich – Eine baugeschichtliche Monographie, Bern 1983, 43–50; Derselbe, Das Grossmünster, Zürichs (un-)bekanntes Wahrzeichen, in: Turicum, 1981/82, Heft 4, 19; Die Kunstdenkmäler des Kantons Zürich, Bd. 5.1., Basel 1939, 153f.
- 103** MGH Necro 1, 379 (Engelberg) und 546 (Fraumünster). In Engelberg hatte Ita zudem eine Jahrzeitstiftung für eine «Fro Margaretha, her Heinrichs des Bibers frouwe» errichtet, die vielleicht eine Schwester von ihr war; Necro 1, 378.
- 104** Urkundenregesten 1, 1400.
- 105** Das Erbe teilten sich die Söhne ihres Bruders Jakob, Eberhard und Rudolf Brun, und als

Söhne und Enkel von Bürgermeister Rudolf Brun, der Probst am Grossmünster Bruno, Chorherr Herdegen und Albrecht Brun; ebenda, 1736.

- 106** MGH Necro I, 554.
- 107** Steuerbücher 1, 15 (1357), 114 (1362), 156 (1366), 222 (1369), 264 (1370), 338 (1372); ab 1369 nur noch als «Heintzen von Opfikon wips hus». War das 1357 erwähnte Kind des Heintzen Wip vielleicht das in diesem Fall nach seiner Grossmutter benannte «Itli von Opfikon», das 1370 für ein Jahr in einem Haus der Predigermönche lebte (ebenda, 257)?
- 108** Steuerbücher 2.1, 44 Nr. 64 und 65 (1401), 125 Nr. 65 und 65 (1408), 217 Nr. 64 (1410), 294 Nr. 64 (1412), 372 Nr. 64 (1417).
- 109** Ebenda, 58 Nr. 118 (1401), 139 Nr. 118 (1408), 227 Nr. 118 (1410) ohne Geri Landmüllerin, dafür mit Anna Ütingerin und Elli Jüdin und letztmals 308 Nr. 118 (1412) mit Schwester Anna von Schaffhausen.
- 110** Wehrli-Johns, Martina, Geschichte des Predigerkonvents (1230–1524) – Medikamentum zwischen Kirche, Adel und Stadt, Zürich 1980, 115–134.
- 111** Quellen zur Zürcher Wirtschaftsgeschichte, Nr. 518.
- 112** Steuerbücher 1, 99 Nr. 40 (1362), 146 Nr. 128a (1366), 249 Nr. 47a (1370), 373 Nr. 47a (1373), 426 Nr. 47a (1375), 252 Nr. 122a (1370), 377 Nr. 122a (1373), 430 Nr. 122a (1375).
- 113** Urkundenregesten 3, 3289 (9.6.1389) und 3513 (18.6.1390). Das Gut in Fluntern hatten die Lirer am 18.4.1389 von Jakob und Johann Thya erworben; ebenda, 3263. 1390 war Schwester Elisabeth von Opfikon offenbar schon gestorben, wird sie doch im Vertrag nicht mehr erwähnt.
- 114** MGH Necro 1, 597.
- 115** Steuerbücher 1, Münsterhof 72, 320 (1371), 355 (1372) und 408 (1373).
- 116** Steuerbücher 2.3, 89 und 174.
- 117** Die beiden Originale der im Massstab von 1:32000 auf einer 224x208 Zentimeter grossen Holztafel ausgeführten Karte befinden sich heute im Staatsarchiv des Kantons Zürich.
- 118** Dürsteller, Erhard, Stemmatalogia Tigurina.
- 119** ThB 31, 1937, 48.
- 120** Werdmüller, Jakob Otto, Schloss Elgg – 200 Jahre Fideikommission der Familie Werdmüller – Festschrift und Führer durch das Schloss, Elgg 1919, 17.
- 121** Pfister, Caspar Pfister und Tobler, Gottfried, Verzeichnis der Bürger und Niedergelassenen der Stadt Zürich im Jahr 1864, Zürich 1864, 304; Schulthess, J.J. und Esslinger, Joh. Bernhard, Verzeichnis der Bürger und Niedergelassenen der Stadt Zürich im Jahr 1882, Zürich 1882, 518.
- 122** Diese befindet sich im Besitz des Opfiker Stadthistorikers Robert Moebius. Das Stück wurde in der Buchdruckerei H. Bühler und Cie. in Bassersdorf gedruckt.
- 123** StAZH Reprosammlung, Geschäftsnummer 430, 26.7.1988.
- 124** Kläui, Hans, Zum Patrozinium der Pfarrkirche Kloten, in: Zürcher Chronik 1960, 78–80.
- 125** Nüscher, Die Gotteshäuser der Schweiz, 3 Bände, Zürich 1873.
- 126** Urkundenregesten des Staatsarchivs des Kantons Zürich. Bd. 3, 1385–1400, bearb. von Urs Amacher und Martin Lassner, Zürich 1996.
- 127** Die acht Seiten umfassen die Daten 27.–30.6., 2.–5.7., 7.–10.7., 12.7.–15.7., 6.–9.8., 11.–14.8., 16.–19.8. und 21.–24.8.
- 128** Schaubert, Vera und Schindler, Hans Michael, Heilige und Namenspatrone im Jahreslauf, Augsburg 1992, 368 f.
- 129** Stadt-Anzeiger, 30.12.1998.



Die Neujahrsblätter der Stadt Opfikon erscheinen seit 1986. Sammelkassetten sind erhältlich bei der Stadtverwaltung Opfikon, Oberhauserstrasse 25, 8152 Opfikon.